Thorner Presse.

Abonnementspreis
für Thorn nebst Vorstädte frei ins Haus: vierteljährlich 2 Mark, monatlich 67 Pfennig pränumerando;
für Auswärts frei per Post: bei allen Kaiserl Postanstalten vierteljährlich 2 Mark.
Ausgabe
täglich 6½ Uhr Abends mit Ausschluß der Sonn- und Feiertage.

Redaktion und Expedition:
Katharinenstraße 204.

Insertionspreis
für die Spaltzeile oder deren Raum 10 Pfennig. Inserate werden angenommen in der Expedition Thorn Katharinenstraße 204, Annoncen-Expedition „Invalidendank" in Berlin, Haasenstein u. Vogler in Berlin und Königsberg, M. Dukes in Wien, sowie von allen anderen Annoncen-Expeditionen des In- und Auslandes
Annahme der Inserate für die nächstfolgende Nummer bis 1 Uhr Mittags.

Nro. 13. **Sonntag den 16. Januar 1887.** **IV. Jahrg.**

* Zur Auflösung des Reichstags.

Die Augen der ganzen zivilisirten Welt waren im Laufe dieser Woche auf den deutschen Reichstag gerichtet. Krieg oder Frieden — das ist die Frage, deren Beantwortung davon abhängt, ob die deutsche Wehrkraft dauernd hinter der unserer Nachbarländer, namentlich Frankreichs, zurückbleiben soll oder nicht. Sobald unsere Feinde glauben, leichtes Spiel mit uns zu haben, fallen sie über uns her, um Revanche für 1870/71 zu nehmen. Die damalige Niederlage ist nicht verwunden, sie würde auch nicht verwunden sein, wenn wir den Franzosen damals die Länder gelassen, die sie uns einst geraubt. Wenn sie uns heute sagen, wie dies in französischen Blättern geschieht, daß sie nicht eher ruhen würden, als bis sie uns Metz und Straßburg wieder abgenommen haben, so wußten wir das ohnehin, wie wir auch wissen, daß sie weit davon entfernt sind, sich damit zu begnügen. Der Verlust von Metz und Straßburg schmerzt sie namentlich deshalb, weil damit die Ausfallsthore nach Deutschland aus ihren Händen genommen sind. Wenn sie dieselben wieder haben wollen, so geschieht dies wahrhaftig nicht deshalb, um sie unbenutzt zu lassen. Wir haben also alle Ursache, gewappnet zu sein, damit den freundlichen Nachbarn der Muth vergeht, uns anzugreifen. Wie hat nun der Reichstag die Frage ob Krieg oder Frieden beantwortet? Er hat sie zu Gunsten des Krieges beantwortet. Glücklicherweise hat er mit dieser Antwort noch nicht die endgültige Entscheidung abgeben können. Die Frage ist jetzt durch die Auflösung des Reichstags dem deutschen Volke vorgelegt worden und wenn es den Parteiagitatoren gelingen sollte, der Wählerschaft eine mit der vom jetzigen Reichstage identische Antwort abzuschwindeln, dann werden vielleicht die Regierungen auch vor einem Konflikt mit dem Parlament nicht zurückschrecken, ohne damit den Boden der Verfassung zu verlassen.

Politische Tagesschau.

Zu der gestern telegraphisch gemeldeten Auflösung des Reichstages bemerkt die „Nordd. Allg. Ztg.": „Angesichts der Unmöglichkeit, mit der gegenwärtigen Mehrheit des Reichstages zu einer Verständigung über die Lebensfragen der Sicherstellung unserer Wehrkraft zu gelangen, ist der Reichstag auf Allerhöchsten Befehl aufgelöst worden. Die Bundesregierungen, das deutsche Volk, das gesammte Vaterland erwarten von dem neuen Reichstage, der berufen sein wird, an der Gestaltung ihrer Geschicke Antheil zu nehmen, daß er mit besserem Verständniß und patriotischer Einsicht den Interessen des Volkes und des Vaterlandes Rechnung tragen werde. Vor allem verlangt das Volk, daß jeder Reichstag ohne Zaudern und Zagen bewilligt, was zur Sicherheit des Reichs nach außen und innen erforderlich ist, und in diesem Punkte legt der schlichte Verstand des Wählers sicherlich höheren Werth auf das Urtheil Kaiser Wilhelms des Siegreichen und seiner Rathgeber, als auf die Meinungen herrschsüchtiger Parlamentspolitiker. Einen Reichstag, wie ihn die überwiegende Mehrheit des Volkes wünscht, der es unter seiner Würde hält, solch „elende Streitigkeiten" herbeizuführen, darf man aber nach Lage der Sache nur dann erwarten, wenn in dem bevorstehenden Wahlkampfe von vornherein alle reichstreuen Elemente und Parteien Schulter an Schulter stehen, und wenn Alles vermieden wird, was auf dieser Seite zu Mißverständnissen und Eifersüchteleien führen könnte." Soll der vom Demokratismus groß gezogene Parteigeist überwunden werden, so müssen die Gegner der Demokratie und der Parlamentsherrschaft die Parteiung unter sich dem höheren Ziele unterordnen, was wie Beispiele beweisen, geschehen kann, ohne der eigenen Ueberzeugung irgendwie Etwas zu vergeben.

Mit Genugthuung konstatiren wir, daß auch die „Kreuzztg." für das Zusammenstehen aller reichstreuen Elemente mit Wärme eintritt. „Im gegenwärtigen Augenblicke", sagt sie, „gilt es, alle Kräfte auf einen Punkt zu konzentriren: die Wehrhaftigkeit des deutschen Reichs steht in Frage, ihrer Vertheidigung allein muß der Wahlkampf gelten. Dieser Kampf selbst aber muß in voller Einigkeit geführt werden; gegenseitige rückhaltslose Unterstützung ist die Vorbedingung des Sieges. Die deutschkonservative Partei ist bereit, in loyalster Weise die Hand dazu zu bieten, von den beiden anderen Parteien wird es abhängen, ob der Kampf mit Aussicht auf Erfolg wird begonnen werden können oder nicht." — Die freisinnige und ultramontane Presse hat noch nicht Zeit gewonnen, Stellung zu nehmen. Aufgabe der nationalgesinnten Presse in der beginnenden Wahlbewegung wird es sein, das Gewebe von Intriguen zu entwirren, welches die Oppositionsparteien über ihre Haltung in der Militärfrage gebreitet haben und die schwindelhafte Behauptung zu entkräften, daß sie bereit gewesen wären, jeden Mann und jeden Groschen zu bewilligen.

Die „Nordd. Allg. Ztg." brachte bereits gestern Abend einen ersten Wahlartikel und die „Post" schließt ihre Betrachtung darüber, warum der Reichstag das Septennat ablehnte, mit folgenden Worten: „Die Absicht liegt daher klar zu Tage: man will Machterweiterung um jeden Preis, mag dabei auch das Reich den schwersten Schaden leiden! Was ist den Herren Windthorst, Richter und Grillenberger das Reich, was Deutschland und seine Einheit, wenn sie nur ihren Einfluß erweitern können. Erwägt man, daß Herr Windthorst mit dem Endziel der Wiederherstellung des Welfenreiches es ist, welcher den Feldzug gegen das Septennat leitet, und daß Welfen, Protestler, Polen und Sozialdemokraten die Entscheidung gegen dasselbe herbeiführen, so wird man selbst der Ueberzeugung sich nicht verschließen können, daß ein Theil der Mehrheit direkt einen Schlag gegen die Festigkeit des Reichs beabsichtigt und der andere Theil sich zu Handlangern und Gehilfen solcher Bestrebungen hergiebt. Die von Herrn Windthorst geführte Mehrheit des Reichstags will den Kampf, sie soll ihn haben! Mit Gott für Kaiser und Reich, heißt der Kampfruf, der Sieg wird nicht fehlen!"

Der preußische Landtag ist zusammengetreten. Derselbe wird noch im Laufe der neuen Woche in die Etatsberathung eintreten. Die zwischen Preußen und dem Vatikan geführten Verhandlungen über die Feststellung des Verhältnisses der katholischen Kirche in Preußen zum Staate sind zu einem befriedigenden Ergebniß gelangt und steht demgemäß eine neue kirchenpolitische Vorlage zu erwarten, die wohl den Abschluß der Revision der Maigesetze enthalten dürfte. Der Entwurf soll u. A. in der Ordensfrage weitgehende Zugeständnisse an die katholische Kirche enthalten. Die freisinnige Presse versteigt sich zu der Behauptung: daß auf diesem Umwege über den preußischen Landtag der Kanzler das Centrum im Reichstage für die Neuwahlen ungefährlich machen zu können hoffe. Das ist Unsinn. Die Nothwendigkeit der Heeresverstärkung ist erst durch die im Laufe dieses Sommers hervorgetretene Eventualität einer gegen Deutschland gerichteten Verbindung Rußlands und Frankreichs und die französischen Aufrüstungen hervorgerufen worden, während die neue kirchenpolitische Vorlage bereits bei Abschluß des letzten Friedensgesetzes in Aussicht gestellt war.

Auf eine Vorstellung des mittelrheinischen Fabrikantenvereins zu Mainz an den Herrn Reichskanzler, betreffend die einheitliche Regelung des Submissionswesens für das Reich, welche seitens einer Anzahl von anderen Handels- und Gewerbevertretungen unterstützt wurde, ist neuerdings folgende Antwort ergangen: „Der mittelrheinische Fabrikantenverein hat sich im Juli d. J. mit der Bitte an mich gewendet, in Betreff der staatlichen Submissionsvorschriften, unter möglichster Zugrundelegung der in Preußen erlassenen Bestimmungen, im Wege der Verständigung unter den Bundesregierungen für das ganze Reich gemeinsame Grundsätze zur Anerkennung zu bringen. Dieser Bitte haben sich demnächst — wie ich annehmen darf, auf dortseits gegebene Anregung — verschiedene Handelskammern und Vereine angeschlossen. Ich nehme Anstand, der Bitte Folge zu geben. Die Regelung des Submissionswesens gehört, wie der Verein selbst bemerkt hat, nicht zu den verfassungmäßigen Aufgaben des Reichs; ob eine übereinstimmende Regelung für das Gebiet sämmtlicher Bundesstaaten in der That ein dringendes Bedürfniß ist, übersehe ich nicht, zumal in den mir zugegangenen Eingaben sachliche Belege für diese Annahme nicht gegeben worden sind. Die Beurtheilung der Bedürfnißfrage muß ich dem Ermessen der einzelnen hohen Regierungen überlassen, welche in der Lage sind, die in Preußen getroffenen Bestimmungen auch für ihre Gebiete zur Anerkennung zu bringen, falls dieselben in der That den in letzteren bestehenden Verhältnissen und Bedürfnissen entsprechen. Sind die Organe des Handels- und Gewerbestandes der Meinung, daß in dieser Richtung den von ihnen vertretenen Interessen nicht überall in ausreichendem Umfange Rechnung getragen werde, so kann ich denselben nur anheimgeben, sich mit ihren Wünschen an die zuständigen Instanzen in den in Betracht kommenden Staatsgebieten zu wenden. Gewinnen diese von der Berechtigung der ihnen vorgetragenen Wünsche die Ueberzeugung, so wird die in Anregung gebrachte Gleichmäßigkeit der das Submissionswesen regelnden Vorschriften sich unschwer auch ohne Eintreten des Reiches verwirklichen lassen. Ich verbinde hiermit das ergebene Ersuchen, von dem Inhalte dieses Schreibens denjenigen Organen des Handels- und Gewerbestandes Kenntniß geben zu wollen, welche von dem dortseits an mich gerichteten Schreiben eine Mittheilung erhalten haben. Der Reichskanzler. J. V.: v. Boetticher."

In der französischen Deputirtenkammer wurde von Boyer ein Antrag auf Abrüstung eingebracht. Die Kammer lehnte die von ihm gleichzeitig beantragte Dringlichkeit hierfür ab und die Pariser Presse billigt die Zurückweisung des Abrüstungs-Antrages als einer kindischen Manifestation der Sozialisten. Die Republique française erklärt, Frankreich habe als der Besiegte hierzu nicht die Initiative zu ergreifen.

In der französischen Deputirtenkammer bestätigte am Donnerstag der Finanzminister auf eine Anfrage Soubeyran's, daß ein Kredit von 86 Millionen für Veränderungen in der militärischen Ausrüstung in das rektifizirte Budget eingestellt sei. Der Antrag Soubeyran's, diese Kreditforderung zur Vorberathung an eine besondere Kommission zu verweisen, wurde abgelehnt. In dem Motivenbericht zum Budget wird darauf hingewiesen, daß es im Interesse der Sicherheit des Landes nothwendig sei, nach und nach mit der Umarbeitung der Waffen und mit der Vervollständigung des Vertheidigungssystems Frankreichs

---

23)

Die einsame Insel.

Roman nach dem Englischen von Treuenfels.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Elisabeth beendete den Brief, welcher „Mr. Dunning" bei ihr einführte, als „einen Herrn, mit dem der Schreiber einige Zeit gereist ist, und welcher ein anständiger Mann zu sein schien." Was Mr. Dunning wünschte, war, Mrs. Ellerby einige interessante Dinge mitzutheilen, welche ihre Familie beträfen, und die er vor einigen Jahren durch einen sonderbaren Zufall erfahren.

Elisabeth erbleichte, als sie an diese Stelle kam. Sollte sie endlich etwas über den Tod ihres Mannes erfahren? Was könnte es sonst sein? Sie wandte sich um und blickte fassungslos auf den Fremden, welcher sich verbeugte.

„Mr. Dunning", sagte sie, sobald sie nur ihrer Stimme gebieten konnte, indem sie ihm die Hand reichte, die er herzlicher drückte, als es die Sitte erlaubte, „ich freue mich, einen Freund des General Howard bei mir zu bewillkommen. Ich will später mit Ihnen weiter sprechen. Bleiben Sie lange in unserer Gegend?"

„Ich glaube, bis die Hitze vorüber ist, Mrs. Ellerby. Ich stehe Ihnen zu jeder Zeit zu Diensten, die Sie bestimmen."

„Ich danke Ihnen; wollen Sie mich vielleicht morgen um zehn Uhr besuchen?"

„Wie Sie befehlen." Mr. Dunning blieb jedoch ruhig sitzen.

Elisabeth war genöthigt, ihm Kapitän Bellize vorzustellen, welcher sich kalt verbeugte. Die jungen Damen traten ein, doch Elisabeth glaubte es nicht nöthig zu haben, auch diese vorzustellen. Sie war gegen ihren Gast um so liebenswürdiger, weil Bellize so kalt war und sie es nicht wagte, Jemanden zu beleidigen, dessen Nachrichten sie noch nicht kannte.

Mr. Dunning war ganz zufrieden mit seiner Aufnahme. Er erzählte fortwährend von seinen Reisen und schien sich in seinem Fauteuil ganz zu Hause zu fühlen.

„Wird denn dieser Mensch nicht bald gehen?" dachte Florio, der sich ärgerte, seinen Abend verdorben zu sehen; er ging in das Musikzimmer, wo die Mädchen Mrs. Kent zuhörten, die sie gebeten hatten, ihnen etwas vorzuspielen. Diese wollte aufstehen, als Kapitän Bellize eintrat, doch er bat sie so dringend, auch ihm einen Theil des Genusses zu vergönnen, daß sie schweigend einwilligte, und ihm alles spielte, um was er bat.

„Singen Sie, Mrs. Kent?"

„In früheren Jahren sang ich ein wenig."

Seine Stimme zitterte, als er sich zu ihr herabbeugte, und leise sagte: „Ich hatte einst eine theure Schwester — sie ist nun schon lange todt — sie sang ein kleines Liedchen: „Lang, lang ist es her", so daß es mir immer Thränen in die Augen trieb — Singen Sie das Lied?"

Sie blickte verwirrt in sein schönes Gesicht und machte eine Bewegung, als wollte sie ihn umarmen, aber sie bezwang sich und begann zu singen. Leise, mit durchklingendem, leidenschaftlichen Weh sang sie das Lied, während er dastand, mit dem Ellenbogen auf das Instrument gestützt, und das Gesicht in den Händen verbergend.

„Mein Gott, ganz wie Bertha!" rief er mit bleichem Gesichte und feuchten Augen aus, als das Lied zu Ende war. „Als ich die Augen schloß, war mir, als hörte ich meine geliebte Schwester singen wie früher."

„Lieben Sie sie so sehr?" fragte die Gouvernante.

„Mehr als mein Leben! Sie war ein so liebliches Geschöpf, wie ich noch nie ein zweites gesehen habe, ihr Kind ausgenommen", fügte er mit liebendem Blicke auf seine Nichte hinzu. Nur ihr Kind kann ihr vielleicht gleichkommen — die süße Knospe einer lieblichen Blume!"

„Bertha's Kind!" flüsterte Mrs. Kent mit gesenkten Augenliedern. „Hatte denn die erste Frau von Mrs. Ellerby ein Kind?"

Der Kapitän erinnerte sich erst jetzt daran, daß er zu einer Fremden sprach. Hatte er der Gouvernante das Geheimniß verrathen, das er der Herrin des Hauses verborgen? Unverzeihliche Thorheit! Doch vielleicht war es noch gut zu machen, — er erzwang ein unbefangenes Lachen.

„Ich nenne sie manchmal so, weil sie den Namen meiner Schwester trägt. Ich wünsche, sie wäre wirklich das Kind meiner Schwester! Und doch könnte ich sie kaum mehr lieb haben als jetzt, Mrs. Kent. Ich danke Ihnen für das Lied, es hat mir wunderbar süß-schmerzliche Erinnerungen geweckt." Er trat zur Seite, um sich ein Bild anzusehen.

Mrs. Kent schlich hinaus, und als sie sich draußen in der Finsterniß allein sah, eilte sie fort, bis sie sich endlich in dem einsamen Sommerhause auf dem Felsen wiederfand. Dort warf sie sich auf die Knie, blickte hinauf zum sternbesäeten Himmel und rief entzückt:

„Ich danke Dir, o mein Gott!" Ich danke Dir! Alsdann fing sie an leidenschaftlich zu schluchzen. „Wie lange, wie lange soll mein sehnendes Herz verbluten?" stöhnte sie. „Ich liebe zwar Maude, aber „Blut ist mehr, als Wasser." „Ich muß die Wahrheit aufdecken, entstehe daraus, was da wolle! Ich muß — ich muß. Während sie Alle da sind, muß ich sie offenbaren. Bedauere ich Elisabeth? Habe ich Ursache, sie zu schonen? Was würde sie an meiner Stelle thun? Wird es mir angenehm sein, vor ihr zu stehen und es ihr ins Gesicht zu sagen, daß sie Archibald's Frau war? Daß ihre hochherzige Tochter nicht die Erbin von Ellerby ist? — Nein! Es wird mir entsetzlich sein. Hätte ich nichts, wofür ich lebte, ich würde sie geschont haben — doch jetzt! Um des Kindes willen muß Gerechtigkeit geübt werden, — was auch die Folgen sein mögen!"

So überlegte sie lange Zeit. Indessen war im Empfangszimmer, dessen Licht sich durch die Fenster wie eine Fluth Gold über die grünen Gebüsche ergoß, Mr. Dunning endlich aufgestanden, um „gute Nacht" zu sagen. Kapitän Bellize stand am Kamine und beobachtete aufmerksam des Fremden Gesicht, als dieser bedeutungsvoll gesagte:

„Also morgen um Zehn, Mrs. Ellerby. Gute Nacht", und sich dann empfahl.

„Sie gehen doch jetzt noch nicht?" fragte Elisabeth, als Bellize sich der Thür näherte, sobald der Andere das Zimmer verlassen hatte.

„Entschuldigen Sie mich für fünf Minuten, — ich komme bald zurück!" erwiderte er hastig, nahm seinen Hut und eilte hinaus.

vorzugehen. Hierzu sei ein Kredit von 86 Millionen für das laufende Jahr erforderlich, wovon 71 Millionen zur Anfertigung neuer Waffen und 15 Millionen zum Bau von Kasernen und zu Befestigungsarbeiten verwendet werden sollen.

Die Anarchisten beginnen ihr Haupt immer höher zu erheben. In der am Mittwoch in Paris stattgehabten Gerichtsverhandlung gegen den Einbrecher und Anarchisten Duval ist es zu fast beispiellos skandalösen Auftritten gekommen, an denen außer dem Angeklagten auch Mitglieder mehrerer Anarchistengesellschaften thätigen Antheil nahmen. Der „Voss. Ztg." wird darüber berichtet: Zu Beginn der gestrigen Gerichtsverhandlung gegen Duval rief dieser dem Gerichtsvorsitzenden zu: „Sie waren gestern empörend parteiisch, trachten Sie sich heute zu bessern." Nach der Rede des Vertheidigers sagte Duval deklamatorisch: „Ich bin kein Dieb, sondern ein Rebell, kein Angeklagter, sondern Ankläger. Wollen Sie ein Anarchistenhaupt? Gut, nehmen Sie meins. Sie sind die Gewalt, ich bin das Recht und fordere von der Bourgeoisgesellschaft Rechenschaft. Wir sehen Diebstahl als Rückerstattung an. Indem ich das Hotel der Frau Lemaire plünderte, wie Sie sich ausdrücken, gab ich dem Volke eine Unterweisung in der Propaganda durch die That. Sie verfolgen mich wegen meiner politischen Meinungen." Vom Vorsitzenden zurechtgewiesen, rief Duval: „Hoch lebe die Anarchie! Hoch die soziale Revolution! Ich werde Sie in die Luft sprengen! Sie zittern auf Ihren alten Schienbeinen!" Der Gerichtshof verfügte Duval's Abführung. Dieser heulte und tobte und die als Zuhörer anwesenden Mitglieder der Anarchistengesellschaften „Der Panther von Batignolles" und die „Enterbten von Clichy" brachen in wüstes Geschrei aus und versuchten, auf den Gerichtshof loszugehen. Eine allgemeine Prügelszene erfolgte. Die Anarchisten wurden von den Polizeisoldaten hinausgeworfen und draußen verhaftet, jedoch merkwürdigerweise Abends wieder freigelassen. Duval verurtheilten die entsetzten Geschworenen zum Tode.

Einen neuen Beleg dafür, daß Rußland seine entferntesten Ostmarken nicht aus dem Auge läßt, sondern sich für alle Fälle mit großer Umsicht und Thatkraft vorbereitet, liefert die dem „Hann. Cour." von zuverlässiger Seite aus Petersburg gemeldete Thatsache, daß in diesen Tagen der Bau einer Eisenbahn zwischen dem Baikal-See und der am Amurstrom gelegenen Stadt Sretensk beschlossen ist. Der Baikal liegt etwa 60 Werst von Irkutsk entfernt, und würde diese Bahn die Möglichkeit bieten, in verhältnißmäßig kurzer Zeit größere Truppenmassen sowohl an die chinesische Grenze, als auch nach Wladiwostock zu werfen. Zu gleicher Zeit soll auch die Zahl der Dampfschiffe auf dem Baikal und dem Amur bedeutend vermehrt werden. Mit dem Bau der Bahn wird der bekannte General Annenkoff, der Erbauer der Transkaspibahn, betraut werden.

Deutscher Reichstag.

21. Plenarsitzung vom 14. Januar.

Das Haus ist stark besetzt, die Tribünen sind gut gefüllt.

Am Bundesrathstische: Staatssekretär von Bötticher und Kriegsminister Bronsart v. Schellendorff nebst Kommissarien, später Staatssekretär Dr. v. Schelling, sowie die preußischen Minister v. Puttkamer und Dr. Lucius und nach Beendigung der ersten namentlichen Abstimmung Reichskanzler Fürst v. Bismarck.

Präsident v. Wedell-Piesdorff eröffnet die Sitzung nach 1¼ Uhr mit geschäftlichen Mittheilungen.

Das Haus setzt die zweite Lesung der Militärvorlage fort; dieselbe ist bis zur Abstimmung gediehen.

Zur Geschäftsordnung erklärt Abg. Magdzinski (Pole), daß seine Partei aus parlamentarisch-taktischen Gründen für die Abänderungsanträge des Centrums resp. des Freisinns stimmen werde, während Abg. Frhr. v. Stauffenberg seinen auf veränderte Fassung des § 1 der Regierungsvorlage lautenden Antrag zurückzieht und Abg. v. Helldorff-Bedra (deutschkonf.) die Erklärung abgiebt, daß seine Partei gegen alle die Regierungsvorlage abändernden Anträge stimmen werde.

Nach einer kurzen Geschäftsordnungsdebatte über den Modus der Abstimmung lehnt das Haus den Antrag des Abg. Grafen v. Ballestrem (Centr.), welcher statt 468 409 Mann (Regierungsvorlage) nur 441 200 Mann bewilligen will, gegen die Stimmen des Centrums ab, worauf das Amendement des Abg. Frhr. v. Stauffenberg, welcher die geforderte Erhöhung der Präsenzstärke als Maximalgrenze bezeichnet sehen und dieselbe statt auf sieben, nur auf drei Jahre bewilligen will, in namentlicher Abstimmung bei 28 Stimmenthaltungen mit 186 gegen 154 Stimmen angenommen wird.

Mit „Nein" stimmten die Abgg. Ackermann, Dr. Adae, Dr. Arnsperger, Graf v. Behr-Behrenhoff, von Benda, Bergmann, v. Bernuth, Bock-Minden, Dr. Frhr. v. Bodenhausen, Dr. Böttcher, Bormann, v. Brand, Brünings, Buderns, Dr. Bürklin, Dr. Buhl, v. Busse, v. Carlowitz, Prinz zu Carolath, v. Christen, v. Colmar, Cornelsen, Dr. v. Cuny, Dr. Delbrück, Dietz, v. Bayer, Dietze-Barby, Diffené, Graf v. Dönhoff-Friedrichstein, Graf zu Dohna-Finckenstein, Fährmann, Feustel, v. Fischer, v. Flügge, Francke, Dr. v. Frege, v. Funcke, Gamp, Gebhard, Gehlert, v. Gehren, von Gerlach, Frhr. v. Göler, v. Goldfus, Gottburgsen, Dr. v. Grävenitz, v. Gramatzki, Dr. Groß, Günther, Baron v. Gustedt-Lablacken, Dr. Haarmann, Graf v. Hacke, Hahn, Dr. Hammacher, Frhr. v. Hammerstein, Dr. Prinz Handjery, Dr. Hartmann, Hartwig, von Hasselbach, Fürst v. Hatzfeldt-Trachenberg, Haupt, v. Helldorff, Hellwig, Dr. v. Heydebrand und der Lasa, Hobrecht, Erbprinz zu Hohenlohe, Graf v. Holstein, Holtzmann, Frhr. v. Hornstein, von Hülst, Kalbe, v. Kardorff, v. Kessel, v. Kleist-Retzow, Graf v. Kleist-Schmenzin, Klemm, Klumpp, v. Köller, Krämer, Krafft, Dr. Kropatscheck, Krug, v. Nidda, Dr. Kruse, Dr. v. Kulmiz, Leemann, Leuschner, Lohren, Dr. Lotz, v. Lüderitz, Frhr. v. Maltzahn-Gültz, Frhr. v. Manteuffel, Dr. Marquardsen, v. Massow, Maubach, Meier-Bremen, Menzer, Merbach, Dr. Meyer-Jena, Frhr. v. Mirbach, Dr. Graf v. Moltke, Müller-Marienwerder, Dr. Müller-Sangerhausen, Frhr v. Neurath, Nobbe, Noppel, Oechelhäuser, von Oertzer, Dr. Oetker, v. d. Osten, Frhr. v. Ow, Penzig, Pfähler, v. Puttkamer-Plauth, Herzog v. Ratibor, Reich, v. Reinbaben, Graf v. Rittberg, Dr. Roemer, Graf v. Saldern-Ahlimb-Ringenwalde, v. Saldern-Plattenburg, Sander, Saro, Dr. Sattler, Dr. Scheffer, v. Schlieckmann, Graf von Schlieffen, v. Schöning, Dr. Schreiner, Scipio, Sedlmayr, Seyfarth, Prinz zu Solms-Braunfels, Staelin, Staudy, Stöcker-Rothenburg, Stöcker-Siegen, Graf zu Stolberg-Wernigerode, Struckmann, Frhr. v. Tettau, Dr. Tröndlin, Uhden, Ulrich Frhr. v. Ungern-Sternberg, Frhr. v. Unruhe-Bomst, Veiel, v. Waldow-Reitzenstein, v. Wedell-Malchow, v. Wedell-Piesdorff, Wichmann, Frhr. v. Wöllwarth, Wörmann, v. Wrisberg, v. Wurmb, Ziegler, Baron Zorn v. Bulach.

Mit „Ja" stimmten die Abgg.: Graf Adelmann v. Adelmannsfelden, Aichbichler, v. Alten, Antoine, Frhr. v. Aretin, Baron v. Arnswaldt-Hardenbostel, Ausfeld, Graf v. Ballestrem, Dr. Bamberger, Dr. Barth, Dr. Baumbach, Baumgarten, Beckmann, Behm, Beisert, Bender, Berling, Graf v. Bernstorff, Bertram, Biehl, Dr. Bock (Aachen), Borowski, Brömel, Buddeberg, Büxten, Frhr. v. Buol, Burger, Buxbaum, Cegielski, Dr. v. Chelmicki, v. Chlapowski, Frhr. v. Dalwigk-Lichtenfels, v. d. Decken, Dieden, Dr. Diendorfer, Graf, v. Droste zu Vischering, v. Estorff, Eysoldt, Dr. v. Forckenbeck, Frhr. von und zu Franckenstein, Dr. Franz, Fritzen, Frhr. v. Gagern, Graf v. Galen, v. Gehren, Geiger, Gielen, Frhr. v. Gise, Gleißner, Dejanicz, v. Gliszczynski, Edler, v. Graeve, Graf, v. Grand-Ry, Frhr. v. Gravenreuth, Dr. Greve, Grohé, Dr. Frhr. v. Gruben, Haanen, Haberland, Dr. Hänel, Haerle, Halben, Halberstadt, Hamspohn, Haus, Dr. Frhr. v. Heereman, Hermes, Herrman, Dr. Frhr. v. Hertling, Hesse, Hinze, Hitz, Graf von und zu Hoensbroech, Hoffmann, Graf v. Hompesch, Horn, Dr. Horwitz, Huchting, Frhr. v. Huene, Jaunez, Dr. v. Jagdzewski, v. Kalkstein-Klonowken, von Kalkstein-Pluskowens, v. Kehler, Frhr. v. Ketteler, Klotz, Kochann, Körner, v. Koscielski, Kröber, Graf v. Kwilecki, Frhr. v. Landsberg-Steinfurt, Lang (Kehlheim), Dr. Langerhans, Frhr. Langwerth von Simmern, Lehner, Lender, Lenzmann, Lerche, Letocha, Dr. Lieber, Dr. Lingens, Lipke, Lorenzen, Lucius, Lüders, Maager, Magdzinski, Marbe, Mayer (Württemberg), Meibauer, Menken, Dr. Meyer (Halle), Dr. Möller, Dr. Mosler, Dr. Moufang, Müller (Pleß), Münch, Munckel, Erbgraf zu Neipperg, Freiherr v. Oldershausen, Baron Götz v. Olenhusen, Pause, Dr. Papellier, Parisius, Payer, Dr. Perger, Pezold, Pfafferott, Pflüger, Dr. Porsch, Graf v. Praschma, Graf v. Preysing (Landshut), Graf v. Preysing (Straubing), Propping, Rack, Dr. Reichensperger, Reichert, Reindl, Richert, Rickert, Rintelen, Dr. Röckerath, Rohland, Roß, Dr. Rudolphi, v. Schalscha, Schelbert, Frhr. v. Schele, Schenck, Schlüter, Schmidt, Schmieder, Dr. Schneider, Graf v. Schönborn-Wiesentheid, Schott, Schrader, v. Sczaniecki, Senestrey, Dr. Siemens, Graf Skorzewski, Spahn, Dr. Frhr. Schenck, v. Stauffenberg, Stiller, Stötzel, Graf v. Strachwitz, v. Strombeck, Struve, Thomsen, Timmermann, Traeger, Trimborn, Utz, Dr. Virchow, Wagner, Graf v. Waldburg-Zeil, Frhr. v. Wangenheim (Oldenburg), Frhr. v. Wangenheim (Hannover), Frhr. v. Wendt, Wilbrandt, Wildegger, v. Winckelmann, Dr. Windthorst, Witt, Dr. Witte, Witzlsperger, v. Wolszlegier, während sich 28 Abgeordnete (Sozialdemokraten, sowie einige Elsaß-Lothringer) der Abstimmung enthielten; es stimmten somit die Mitglieder der Rechten, die Nationalliberalen und der liberale Wilde, Abg. Graf v. Hacke gegen und mit dieser einzigen Ausnahme die gesammte Opposition für den deutschfreisinnigen Antrag.

Ebenfalls in namentlicher Abstimmung wurde bei annähernd demselben Stimmenverhältniß bei 31 Stimmenthaltungen der durch den freisinnigen Antrag amendirte § 1 der Regierungsvorlage mit 183 gegen 154 Stimmen angenommen.

Nach Verkündigung dieses Resultates erhebt sich Reichskanzler Fürst v. Bismarck, um eine Allerhöchste Kaiserliche Botschaft zu verlesen, laut deren der Reichstag aufgelöst wird. Nachdem das Haus diese Botschaft stehend angenommen, erklärt der Kanzler die Sitzungen des Reichstages für geschlossen.

Präsident v. Wedell-Piesdorff bringt ein dreimaliges Hoch auf Se. Majestät den Kaiser aus, in welches die Mitglieder des aufgelösten Reichstages begeistert einstimmen, womit die 6. Legislaturperiode des Reichstages geschlossen ist.

Schluß 2¾ Uhr.

Deutsches Reich.

Berlin, 14. Januar 1887.

— Se. Majestät der Kaiser ließ sich heute Vormittag vom Ober-Hof- und Hausmarschall Grafen Perponcher Vortrag halten, nahm darauf die persönlichen Meldungen des Kommandeurs des 1. Großherzoglich Hessischen Dragoner-Regiments Nr. 23, v. Naso, des Majors Frhrn. von Boenigk, kommandirt zum Generalstabe des XV. Armeekorps, und des Majors v. Koppenfels, Direktors der Kriegsschule in Kassel 2c., entgegen und empfing Se. Durchl. den Herzog von Ujest. Mittags ertheilte Se. Majestät der Kaiser dem zur Zeit in Berlin anwesenden Kaiserl. deutschen Boschafter am großbritannischen Hofe, Grafen Hatzfeldt, Audienz, empfing den ehemaligen Kriegsminister, General der Infanterie von Kameke, und hatte eine Unterredung mit dem Geh. Hofrath Bork. Am Nachmittage hatte der Bischof Dr. Klein aus Limburg die Ehre, von den Kaiserlichen Majestäten, im Beisein des Kultusministers Dr. v. Goßler, im Königl. Palais empfangen zu werden. Am gestrigen Nachmittage hatte Se. Maj. der Kaiser noch eine Konferenz mit dem Reichskanzler Fürsten Bismarck. Den Abend über verblieb Allerhöchstderselbe im Arbeitszimmer, doch sahen die Kaiserl. Majestäten später einige hochgestellte Personen als Gäste bei sich zum Thee im Königl. Palais.

— Heute Vormittags fand auf dem Friedhof der Luisenkirche zu Charlottenburg Dirichlets Begräbniß unter sehr zahlreicher Betheiligung statt. Alle drei Präsidenten des Reichstags, die gesammte freisinnige Partei und Deputirte aller anderen Parteien waren erschienen. Die freisinnigen Vereine zu Breslau und Oels hatten Kränze gesandt. Der Oberpfarrer Müller hielt die Trauerrede. Auch Albert Träger sollte sprechen, was jedoch von der kirchlichen Behörde nicht gestattet wurde.

— General-Lieutenant a. D. v. Alvensleben ist am 8. d. M. gestorben. Als die Militär-Reitschule 1867 von Schwedt a. O. nach Hannover verlegt wurde, war ihr erster Kommandeur Oberst v. Wedel, der aber nach kurzer Thätigkeit in Hannover starb. An seine Stelle trat Ende 1867 General v. Alvensleben, unter dem die Schule neu organisirt, erheblich erweitert und zu dem Militär-Reitinstitut umgestaltet wurde. Als 1870 bei Ausbruch des Krieges der Kursus der Schule geschlossen wurde, die dazu abkommandirten Offiziere zu ihren Regimentern zurückkehrten, die Unteroffiziere und Gefreiten die Stabswache des Königs für den Feldzug bildeten, wurde General v. Alvensleben dem Generalkommando der Küsten, das General Vogel v. Falckenstein führte, beigegeben.

— Die letzten Schneeverwehungen haben nach vorläufiger Berechnung der preußischen Staatseisenbahnverwaltung an Löhnen für das Schneeschaufeln ca. 3—400 000 Mark gekostet, eine Summe, die sich daraus erklärt, daß fast überall für die allerdings nicht leichte Arbeit sehr hohe Löhne gefordert wurden.

— Bei Spandau wurde beim Schießen ein Soldat des 4. Garderegiments, der an der Scheibe markirte, erschossen.

Ausland.

London, 13. Januar. Dem Afrikaforscher Stanley wurde heute das Diplom als Ehrenbürger der Stadt überreicht. Bei dem darauf im Mansionhouse stattgehabten Dejeuner erwiderte Stanley auf einen vom Lordmajor auf ihn ausgebrachten Toast, daß die ihm übertragene Expedition nach dem Sudan lediglich der Befreiuung Emir Bey's gelte, und daß er zur Lösung dieser Aufgabe einen Zeitraum von drei Monaten für ausreichend halte.

Petersburg, 13. Januar. Das Reichsbudget von 1887 weist in ordentlichen Einnahmen 793 118 046 Rubel, in ordentlichen Ausgaben 829 676 680 Rubel, somit ein Defizit von 36 558 634 Rubel auf. Außerdem sind für außerordentliche Ausgaben für Eisenbahnbauten und Hafenbauten 48 414 194 Rubel vorgesehen, welche nebst dem Defizit aus außerordentlichen Ressourcen zu bestreiten sind. Das Exposé des Finanzministers zu dem Budget erläutert das Defizit; dasselbe sei eine Folge der andauernden wirthschaftlichen Krise und der dabei unvermeidlichen Verminderung der privaten und staatlichen Revenuen. Die Herbeiführung des Budgetsgleichgewichts durch eine Erhöhung der bisherigen oder die Einführung von neuen Steuern sei jetzt nicht zeitgemäß. Die Hilfsquellen zur Deckung des Defizits sind übrigens vorhanden. Was die außerordentlichen Ausgaben anlangt, welche ausschließlich für die produktive Kapitalanlagen bestimmt sind, so würden davon nur 42½ Millionen Rubel im Wege des Kredits aufzubringen sein.

Petersburg, 14. Januar. Der Kaiser und die Kaiserin nahmen gestern im Winterpalais die Neujahrsgratulationen des diplomatischen Korps entgegen. Hierbei stellte sich auch der neue chinesische Geschäftsträger Moh den Majestäten vor.

New-York, 13. Januar. In Folge einer Arbeitseinstellung der bei den Kohlengruben in Pennsylvanien mit dem Kohlentransport beschäftigten Arbeiter ist der Preis der Kohlen in New-York sehr beträchtlich gestiegen und ist dadurch namentlich die ärmere Bevölkerung hierselbst in eine ernste Nothlage versetzt worden.

Provinzial-Nachrichten.

Marienwerder, 13. Januar. (Schärfere Beaufsichtigung der Destillationen.) Fortan soll eine schärfere Kontrolle über mehrere hiesige Destillationen ausgeübt werden. Den Besitzern derselben ist von der Polizeibehörde aufgegeben worden, an angetrunkene Personen keine Getränke zu verabfolgen und in diesem Zustande befindliche Leute in ihren Lokalen nicht zu dulden. Täglich sollen die Schankstellen von Polizeibeamten revidirt, und alle angetrunkenen Personen zur Haft gebracht werden. Veranlaßt ist diese Maßregel durch die vielen Körperverletzungen, welche in den betreffenden Lokalen in letzter Zeit vorgekommen sind. (N. W. M.)

Elbing, 13. Januar. (Ein früherer Bürger unserer Stadt) zog vor zwei Jahren mit Weib und Kind nach Bulgarien und kaufte sich dort an. In einem kürzlich hierher gerichteten Briefe lobt derselbe das freundliche Entgegenkommen, welches die Bulgaren den Deutschen beweisen, und rühmten den vorzüglichen Boden. Die Deutschen leben dort in völliger Ruhe und Sicherheit. (E. Z.)

Labiau, 12. Januar. (Ueber eine „vielumworbene Frau") wird von hier der „K. H. Z." gemeldet: Eine unbemittelte Wittwe aus dem Handwerkerstande in dem blühenden Alter von 60 und einigen Jahren wird sich nächstens mit dem sechsten Manne, einem altersgleichen Schuhmachermeister, verehelichen.

Trakehnen, 13. Januar. (Rotzkrankheit.) Von der nach dem hiesigen Hauptgestüt abgesandten Commission ist von den unter Observation stehenden Pferden nur eines der Ansteckung mit Rotzkrankheit verdächtig befunden und sofort getödtet worden. Bei der Section wurde das Thier frei von allen Erscheinungen der befürchteten Infection befunden. Es liegt somit vorläufig kein Anlaß zu weiteren Tödtungen vor; jedoch wird die strenge Isolirung des verdächtigen Bestandes und die weitere Observation fortgesetzt.

Bromberg, 14. Januar. (Freisprechung.) Soeben nach 3tägiger Verhandlung wurden sämmtliche Angeklagte im Prozeß Mittelstädt, Kunckel und Genossen freigesprochen. Sämmtliche 20 Fragen verneinten die Geschworenen. Die Rechtsanwälte Sello aus Berlin, Bienkowski von hier u. s. w. hielten die Vertheidigungsreden.

Vortrag über Ostafrika,

gehalten von Herrn Direktor a. D. Dr. Prowe im Handwerkerverein am 13. Januar cr.

Der Herr Vortragende verglich die Kolonisirung der Provinz Preußen mit der gegenwärtigen Koloniengründung. Durch wenige Ritter und einen ununterbrochenen Zustrom deutscher Einwanderer wurde nach 53 Jahren diese Provinz eine Kolonie der deutschen Nation. Wenn damals eine Partei in Deutschland existirt hätte, die sich gegen die Gründung derartiger Kolonien in Osteuropa ausgesprochen hätte, dann wären die Deutschen im Westen der Elbe geblieben, denn Slaven wohnten bis in die Lüneburger Haide hinein; oder wenigstens wäre die Weichsel nicht germanisirt worden und die Oder jetzt russische Grenze. Wer sein Vaterland liebe und sich der Gründung des neuen Reiches freue, das aus Preußen hervorgegangen, in dieser unserer Kolonialprovinz

---

Der liebenswürdige Fremde hatte gerade das Thor erreicht, als eine Hand sich auf seine Schulter legte und ihn dazu zwang stehen zu bleiben.

„Ach, Sie sind es, Kapitän Bellize! Sie sind aber wirklich nach so kurzer Bekanntschaft sehr familiär!" sagte dieser mit erzwungenem Lachen.

„Unsere Bekanntschaft ist nicht so kurz! Was wollen Sie hier unter fremdem Namen, Jack Harron?"

„Zum Teufel! So haben Sie mich doch erkannt? Aber ich gebe Ihnen die Frage zurück: Was machen Sie hier?"

„Wo sind Sie abgestiegen?"

„In dem Ocean."

„Als Mr. Dunning?"

„Ja."

„Gut. In einer halben Stunde bin ich bei Ihnen. Ich muß Sie sprechen, bevor Sie Mrs. Ellerby wiedersehen."

Kapitän Bellize blieb nur noch so lange, bis er seine Nichte in den Wagen gebracht hatte, der sie abholen gekommen war, und dann ging er zu Fuß in das Hotel. Dort erfuhr er jedoch, daß Mr. Dunning sofort seine Rechnung bezahlt hatte und abgereist war, indem er nur die sonderbare Botschaft für Bellize zurückgelassen:

„Ich verzichte zu Ihren Gunsten. Auf Wiedersehen nächstes Jahr in Kanton."

Bellize fühlte sich von einer großen Angst befreit; der Abenteurer war augenscheinlich gekommen, um zu erpressen oder zu drohen; doch jetzt hatte er sich entschlossen, Mrs. Ellerby in Frieden zu lassen, und sie nicht mit den Enthüllungen zu beunruhigen, welche er in Bezug auf Archibald Ellerby und die Rechte der Miß Bellize zu machen imstande war. Er dachte: „Der arme Archibald war augenblicklich wahnsinnig — wahnsinnig, als er beschloß, Bertha auf der Insel zu verlassen, — wahnsinnig, als er in jenem Novembersturm davonsegelte, und aus diesem Grunde muß man ihm alles vergeben."

(Fortsetzung folgt.)

gleichsam seine Wiege hatte, der könne unmöglich sich der Wahrnehmung verschließen, daß eine Gefährdung und Einschnürung des deutschen Volkes durch die starre Granitmauer des Slaventhums im Osten und die Todfeindschaft des Romanismus im Westen herbeigeführt werde. Gegen die enge, furchtbar sich mit jedem Jahre mehr überfüllende, kaum 10 000 □Mtr. große Kleinwelt des deutschen Kaiserreiches, welches man auf jedem Planiglob mit dem kleinen Finger zudecken könne, das „wie ein Gotteswürmchen auf dem Papier liege“, steche die ungeheure Ausdehnung des riesigen Rußland so ab „wie ein großes Nachtpfauenauge mit Halbfußlänge seiner ausgebreiteten Schmetterlingsflügel.“

Nicht geringer an räumlicher Ausdehnung und dazu noch dreimal stärker an Kopfzahl sei die Weltherrschaft der „Kaiserin“ Victoria. Wenn man hierzu die Vereinigten Staaten rechne, so groß wie Europa, die jetzt über 50 Millionen Einwohner zählen, könne gesagt werden, das Angelsachsenthum nehme weit mehr als ein Viertel der ganzen bewohnten Erde ein. Nach dem bekannten Flüchtling und Fortschrittsmann Friedrich Kapp aber (der sich sehr über die Stellungnahme seiner heutigen Genossen zur Kolonialfrage wundern würde, wenn er noch lebte) sei die Zahl der Angelsachsen auf Erden noch vor 100 Jahren um 16 Millionen geringer gewesen als die der Deutschen! Das komme, wie Kapp selbst klagt, von der Aufsaugung der Millionen deutscher Auswanderer durch die Angloamerikaner und jetzt auch Australier! Wie gefährlich solche Vergeudung der Volkskraft in einer ungeregelten Auswanderung von jährlich Hunderttausenden in die Fremde ziehender und in der Fremde sich verlierender Söhne des Volks für dieses eigene Volksthum schon einmal in unserer 2000jährigen Geschichte gewesen wäre, bewies der Hr. Vortragende aus der Völkerwanderung. Spanien, Italien, Frankreich habe Deutschland mit frischem Blut versorgt und ganze herrliche Völker, Vandalen, Gothen, Alanen und Sueven in Spanien, Rugier, Gothen, Longobarden in Italien, Burgunder und Franken in Gallien aufgeopfert, um diese drei romanischen Länder „neu aufzubauen“ — und „was war der Gewinn? Ewige Todfeindschaft!“

Nicht die Kaiser des alten Reichs dachten an Wiedergewinn der östlichen Grenzländer, die wir in der Völkerwanderungsepoche verloren, sondern die Oberbeamten des Reichs, Herzöge, Grafen und Markgrafen, eroberten im Laufe dreier Jahrhunderte dieses unser Ostdeutschland „von der Trave bis zur Narwa.“ Die drei ersten Kaiserfamilien Sachsen, Franken, Schwaben „lockte der Goldorangenglanz der Hesperidenäpfel bis nach Iberien, wohin selbst die Habsburger nicht abgeschreckt wurden, immer aufs neue zu streben, obwohl ihnen Prinz Eugen klug warnend sagte: „Erobert erst die Donau bis zum Pontus Euxinus, dann fällt Euch das Andere alles von selber zu!“

Doch die „silbernen Schneefelder und diamantenen Eiskrystallflächen der baltischen Hügel- und Seenkette“ hatten nichts Verführerisches für die zum schönen Süd sich sehnenden Oberhäupter des alten Reichs. Und ihre Nation opferte Myriaden deutscher Krieger diesem trostlosen, ewig nutzlosen Drange nach Süd-Europa.

Da kam das Rothschildhaus von damals, die jetzt gefürsteten Augsburger Fugger, in einer Anwandlung von Reue auf die Idee: ihre Schuld am Vaterlandszerfall wieder möglichst gut zu machen. Diese Freihändler von damals hatten nämlich gegen die Zollumgrenzung des zerfahrenen Römischen Reiches, durch ein Waarensteuergesetz, das die Regentschaft nach Kaiser Max Tode geplant, beim 19jährigen Enkel in Madrid nachdrückliche, mit Goldestonnen unterstützte, daher durch die Räthe des jungen Kaisers erfolgreich gemachte, Vorstellungen erhoben — vaterlandslos wie die schroffe Freihandelspartei immer sein müsse, und zugleich einsichtslos, da ja der Schutzzoll Englands, die Navigationsakte von Cromwell, dem britischen Inselreich erst die Kraft gegeben hatte, alle ausländischen Industrien zu überwinden und nun erst die schlaue Erfindung der Manchestertheorie zum Einfangen doktrinärer deutscher Gimpel von den Cottonlords glücklich benutzt sei, um eine förmliche Anglomanie groß zu ziehen, deren unbesiegliche dünkelhaft starre Voreingenommenheit gegen alle nationalen Schutzzollbestrebungen, schließlich sogar einen Patrioten wie den genialen Volkswirth Friedrich List in das Schneegrab der Tyroler Hochalpen getrieben hat! Reue über den Zerfall des eigenen Vaterlandes, („denn das Reich zerfloß unter den spanisch-österreichischen Habsburgern, wie ein festes rundes Stück Butter an der Sonne in Brei zerschmilzt, so daß der edle Stoff über den Tellerrand fließend in alle umliegende Erde sich verliert!“) Reue trieb die Augsburger Freihändler zur Gründung einer ersten deutschen Kolonie in Süd-Amerika, unfern dem Aequator an der Küste von Venezuela. Spanische Eifersucht vernichtete sie, wie der 100 Jahre spätere Versuch Gustav Adolfs in Neu-Amsterdam (jetzt Newyork) durch englischen, — und der wieder ein halbes Jahrhundert von seinem Neffen, dem Großen Kurfürsten, erneuerte Versuch in Afrika, durch holländischen Handelsneid scheiterte. Das waren die 3 Erstlinge deutscher Koloniegründung. Der vierte war die Besitznahme der Nikobaren durch Maria Theresia. So folgten sich die Versuche: 1530—1630, 1680—1780; und erstreckten sich auf Süd- und Nordamerika, Afrika und die Inselwelt im Osten.

Wunderbar hat die Nation, diesem Instinkte treu, nach hundertjähriger Ruhepause wiederum seit 1884 dieselben Ziele der Kolonisation ins Auge gefaßt: für Südamerika, speziell Südbrasilien sorgt der vorsichtig prüfende, kapitalkräftige „Hermann“, für Nordamerika der „deutsche Lehrerbund“ daselbst, für Afrika eine ganze Reihe von Kompagnien und für Australien außer verschiedenen großen Welthandelsfirmen die Neuguinea-Gesellschaft.

Hierher ganz besonders ging eine alte poetische Sehnsucht der Nation. Schon die älteste Robinsonade der Weltliteratur, Simplicissimus' Ende auf seiner Einsamkeitsinsel spielt im stillen Ocean; ebenda die später beliebteste „Insel Felsenburg“ — und zuletzt am entzückendsten, aufreizendsten erschien die glühend begeisterte Schilderung der Glücklichen Inseln in der Südsee durch unsern Westpreußischen Landsmann Georg Forster, Cooks Weltumseglungsbegleiter. Hier im Großen Ocean haben wir außer 5000 □Mtr. Festland auf Neuguinea mindestens ebensoviel auf zerstreuten Archipelen. Der treffliche Bremer Großunternehmer Lüderitz, der die ganze praktische Kolonialbewegung in Schwung brachte, was ihm die Nationalgeschichte nie vergessen wird, gab an die südwestafrikanische Gesellschaft gegen 3000 □Mtr. ab — das sog. „Sandloch“ für ca. 400 000 Mk. Außerdem behielt er am Orangefluß eigenes Land, auf dessen Durchforschung er jetzt begriffen und augenblicklich verschollen ist. Bis zum Cunene, der neuvereinbarten Flußgrenze Portugals und Deutschlands, besitzen wir noch fernere 12 000 □Mtr. — im Ganzen über 18 000, wozu nach Aufnahme der darum flehenden Ovambo in deutschen Schutz beinahe noch ebensoviel hinzukommt. — Bis jetzt gehören uns nur die Nama und Herero, für die schon 1855 deutsche Missionäre beim vorigen Könige um preußische Oberhoheit vergebens baten; sowie bei dessen Vater 1823 der alte Patriot Nettelbeck vergebens um Gründung deutscher Kolonie gebeten hatte. Vater und ältester Sohn scheuten (wie Gneisenau wörtlich schrieb) die dann unvermeidliche „Abhängigkeit des flottenlosen Preußens von den Seemächten.“ Erst dem jüngeren Sohne fiel Alles und [illegible] zu: Kaiserreich, Kriegsmarine, Sozialreform und Kolonialpolitik. Unausdenkbar groß wird die Folge sein für alle Jahrtausende zukünftiger Entwickelung. Denn mit Kamerun vorläufig auf 10 000 □Mtr. geschätztem Hinterland haben wir jetzt auf Erden 8 deutsche Reiche zur Ansiedlung deutscher Pflanzer, Handels- und Gewerbetreibender. Die Vergeudung deutscher Volkskraft an das Ausland, wie die Verschwendung unseres Bluts im Dienste französischer, englischer und vor Allem holländischer Fremdenlegionen, bleibt fortan nur noch möglich bei ganz verkommenen Deutschen oder flüchtigen Verbrechern. Freilich gehen schon wieder mehr Deutsche in den Dienst des Congostaates, wo sie besser bezahlt werden, als in dem der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft! Mit Schilderung dieser, besonders ihrer Entstehung am 22. März 1884, und ihrer auf 28—30 000 □Mtr. geschätzten Erwerbungen, die auf zahlreich ausgelegten Karten nachgewiesen wurden, schloß der Vortrag.

Die Debatte bewies, daß unsere Hetzpresse nicht vergebens arbeitet. Ein Haupteinwand erinnerte an die Blutopfer, die uns der Kampf gegen Wilde kosten müßte, uneingedenk des oben gegebenen Hinweises auf Kolonialtruppen geworbener Ausgedienter. So wenig die 10 Krupp'schen Kanonen auf den 10 Hauptstationen vom Staate geliefert sind, wird die Deutschostafrikanische Gesellschaft vom Staate Reichstruppen sich borgen lassen oder nöthig haben. Sie emittirt jetzt eben 5 Millionen Mk. und kann davon genug Pflanzungsaufseher, Stationsbeamte und Sicherheitsmannschaft besolden, ungerechnet die Kosten eigener Anpflanzungen. Einnahme hat sie schon allein von den Ausfuhrzöllen, die sie vor der Grenze Sansibars erhebt. Der arabische Sultan nimmt 7½ ad valorem, die Deutsche Gesellschaft begnügt sich mit der Hälfte und hat dann allein schon 800 000 Mk. jährlich. Der Export steigt aber mit dem Fortschritt der Kultur und inneren Sicherheit gewiß bald über die jetzigen 10 Millionen.

War so der einzige Einwand widerlegt, welchen die führerlos gelassenen Gegner der Kolonialpolitik unseres Kaisers zu erheben wußten, so mußte noch drastischer die Wirkungen unserer demokratisirenden Freihandelspresse bei leicht zu verwirrenden Köpfen der folgende höchst sonderbare Einspruch zeigen. Gelegentlich einer Vergleichung Rußlands mit dem von Fellas besiegten großen Persien wurde erwidert, daß die zerfahrene kleine Griechenwelt sich schließlich doch in wirrem Parteizerfall — (wie Droysen sagt, im wurmhaft wimmelnden Einzelleben zerfressen) — dem kriegerischen Macedonien, und als auch dieser Einheitsversuch mißglückt war, dem übermächtigen Rom unterwerfen mußte. Davor habe uns Deutsche zur Zeit nur das Wunder von Zusammentreffen glücklicher Umstände gerettet und bewahrt, daß ein bis zum 90. Jahr ausdauernder Kaisergreis einen solchen Feldherrn und einen solchen Minister gefunden. Hiegegen erhob sich unterbrechender Widerspruch, weil das Politik sei . . . . . nämlich, daß man sich der deutschen Reichseinheit freue, gegenüber dem fraktionenzerriebenen Griechenthum!

Hätte man Politik einmischen wollen, so hätte wohl Jemand fragen dürfen, wie man das Vorgehen eines Virchow bezeichnen müsse, der als Antrhopolog doch wissen wird, daß die Inder in Bengalen Indogermanen sind und dennoch dreist behauptet, Indogermanen könnten unter den Tropen nicht gedeihen; der als Hauptfestordner beim Allgemeinen deutschen Kongreß die Todesfeier Flegels mitmachte und dennoch allen dessen Briefen und Scheideworten zum Trotz erklärte, er sei durch das Reich vernachlässigt! Wo es sich um Millionen handelt, sollte Geheimrath Krauel mit 150 000 Mk. helfen, für die Virchow sonst noch alles Mögliche will. x.

Lokales.

Thorn, den 15. Januar 1887.

Die Neuwahlen zum Reichstage finden am 21. Februar cr. statt. (In einem Theil unserer gestrigen Nummer bereits gemeldet.)

— (Konservativer Verein.) Morgen begeht in den Räumen des Schützenhauses der Verein sein dreijähriges Stiftungsfest. Eine besondere Aufforderung zu recht reger Theilnahme an der Feier ist wohl kaum nöthig, muß es doch Jedem im Hinblick auf die gegenwärtige ernste Lage eine willkommene Gelegenheit sein, kurze Zeit unter Gesinnungsgenossen zu weilen und damit aufs Neue sein Einverständniß mit den auf die Wohlfahrt des deutschen Reichs und seiner Bewohner gerichteten konservativen Bestrebungen zu bekunden.

— (Personalien.) In der gestrigen Magistrats-Sitzung wurde der Forstassessor Schödon aus Marienwerder zum städtischen Oberförster hierselbst gewählt. — Bahnmeisterassistent Jahnz in Strasburg ist zum Bahnmeister ernannt.

— (Ansiedelungs-Kommission.) Das Gut Lippusch bei Berent ist von der Ansiedelungs-Kommission für den Preis von 135 000 Mk. von dem bisherigen polnischen Besitzer Zelewski zu Kolonisationszwecken angekauft worden.

— (Vorträge über Obstbaumzucht.) Die Hauptverwaltung des Zentralvereins Westpreußischer Landwirthe hat auch für dieses Jahr den königl. Garteninspektor Radicke in Oliva für eine Reihe von Vorträgen über Obstbaumzucht gewonnen. Die Zweigvereine, welche derartige Vorträge hören wollen, haben sich bei der Hauptverwaltung zu melden.

— (Provinzial-Malertag.) Der im Jahre 1878 in Danzig begründete Provinzial-Verband ost- und westpreußischer Malermeister wird am 12. 13. und 14. März d. J. seinen sechsten Verbandstag in Braunsberg abhalten. Eine Ausstellung von Gehilfen- und Lehrlingsarbeiten, namentlich solcher der betreffenden Innungs-Fachschulen, sowie deren Lehrmittel soll mit demselben verbunden werden.

— (Die 27. allgemeine deutsche Lehrerversammlung) wird am 31. Mai, 1. und 2. Juni d. Js. (Pfingstwoche) in Gotha abgehalten werden.

— (Vakanzen in Unteroffizierschulen.) Nach Mittheilung der Königl. Inspektion der Infanterieschulen aus Berlin vom 10. Januar cr. sind bei den Unteroffizierschulen Jülich und Ettlingen noch soviel Vakanzen vorhanden, daß geeignete junge Leute voraussichtlich noch Anfang April d. J. zur Einstellung gelangen können.

— (Berichtigung.) In Nr. 9 d. Bl. ist berichtet, daß die Leiche des erstochenen Wischniewski vom Polizeibeamten aufgehoben, also auch fortgebracht sei. Es ist dies nicht richtig. Die Leiche des Wischniewski ist vielmehr nach erfolgter Meldung von Militärwachtmannschaften aufgehoben und nach dem Polizeibüreau gebracht worden.

— (Einzweispänniges Gefährt ohne Führer) raste gestern Nachmittag auf der von Wiesenburg nach Roßgarten führenden Chaussee daher. An einer Pappel verwickelte sich das Pferdegeschirr und riß ab. Das eine Pferd rannte nun weiter nach Pensau zu, das andere, ein junger schwarzer Wallach, wurde aufgegriffen und sammt dem Wagen in polizeilichen Gewahrsam genommen.

— (Von der Weichsel.) Hier ist heute starker Eisgang. Bei Fordon ist das Eis zum Stehen gekommen; der Trajekt ist dort vollständig unterbrochen. Bei Kurzebrack ist der Trajekt für Fußgänger unverändert.

— (Gefunden) wurde in der Breitenstraße ein Stubenschlüssel.

— (Polizeibericht.) Verhaftet sind 4 Personen, darunter eine Frauensperson, welche in der Breitenstraße aus einem Laden ein Paar Pantoffel gestohlen hatte.

— (Preisräthsel.) Die richtige Lösung des in Nr. 1 unseres „Illustrirten Sonntagsblattes“ enthaltenen Preisräthsels ist „Leben—Nebel“. Richtige Lösungen sind eingegangen von: Sergant Auer, A. Baer, Lehrer P. Binaszkiewicz, Zeugfeldwebel C. B. Conrad, Paul Fietz, Frau Wilhelmine Forth, Gustav Freund, Frau Lieutenant Günzel, Heidenreich, C. Hempler, S. Koennecke, M. Sogan, Obertertianer Hans Looff, Frau Meißner, Frau Müller, Max Oergel, C. Picht, E. Post, Frau Hermine Richardi, Anna Rothe, Rulniewicz, C. R. E. Schäffer, Emil Schaumann, Frau Landrichter Wünsche, Lehrer E. Zedler, Gärtnereibesitzer H. Zorn, A. v. Sodenstjern-Sternberg, Emilie Finger-Gurske, H. v. Dessonnek-Mocker, Lehrer Kämmerer-Jakobsvorstadt, H. Kuhlmay-Marienhof, Frau Louise Uppenborn-Thorn II., B. Ulmer-Culmsee, Fr. v. Oettinger-Neu-Kulmer-Vorstadt, Geschwister Sich-Gremboczyn, Frl. A. Knorr-Lekartz, O. Schmid-Lekartz, Anna Petzke-Pensau, M. G. Gut-Grünfelde, Karnath-Platschkowo, Lehrer Müller-Bildschön, Lina Nikolinska-Fort I., Marohn-Gurske, Lehrer Steinke-Gr.-Nessau, A. v. Walkowski-Tobulka, Stud. med. E. Wentscher-Mocker. Der Preis, bestehend in 2 Oeldruckbildern (Pendants) fiel bei der heutigen Ausloosung auf Obertertianer Hans Looff-Thorn.

— (Erledigte Stellen für Militäranwärter.) Danzig, Postamt, Ortsbriefträger, zunächst 800 Mk. Gehalt und 180 Mk. Wohnungsgeldschuß. Insterburg, Bahnpostamt Nr. 33, Packetträger, 650 Mk. Gehalt und 144 Mk. Wohnungsgeldzuschuß. Kiöwen, Postagentur, Landbriefträger, 480 Mk. Gehalt und 60 Mk. Wohnungsgeldzuschuß. Königsberg (Preußen), Magistrat, mehrere Nachtwächter, je 432 Mk. Mehlawischken und Popelken, Postamt bezw. Postagentur, je ein Landbriefträger, je 480 Mk. Gehalt und 60 Mk. Wohnungsgeldzuschuß. Sensburg, Magistrat, 2 Nachtwächter, 216 Mk. pro anno Tilsit, Königliches Gymnasium, Schuldiener, 750 Mk. und Dienstwohnung.

Kleine Mittheilungen.

Paris. (108 angehende weibliche Aerzte.) Die Medizinische Fakultät von Paris zählt gegenwärtig 108 Studentinnen. 83 derselben sind Russinnen, 11 Engländerinnen, 7 Französinnen, 3 Amerikanerinnen, 2 Oesterreicherinnen, eine Rumänin und eine Türkin. So sehr die Heilkunde das schöne Geschlecht anzieht, so sehr scheint die Heilmittelkunde dasselbe abzustoßen: keine einzige Dame ist in der Pharmacieschule eingeschrieben.

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Dombrowski in Thorn

Telegraphischer Börsen-Bericht.

Berlin, den 15. Januar.

	14. 1. 87.	15. 1. 87.
Fonds: matt.		
Russ. Banknoten	190—7	190—25
Warschau 8 Tage	190—30	189—80
Russ. 5% Anleihe von 1877	99—35	99—10
Poln. Pfandbriefe 5%	60—40	60—10
Poln. Liquidationspfandbriefe	56	55—70
Westpreuß. Pfandbriefe 3½%	99—40	99—40
Posener Pfandbriefe 4%	102—60	102—60
Oesterreichische Banknoten	161—25	161—20
Weizen gelber: April-Mai	165	165—50
Mai-Juni	166—75	167—25
loko in Newyork	93	93
Roggen: loko	131	130
April-Mai	132	132—20
Mai-Juni	132—25	132—75
Juni-Juli	133	133—50
Rüböl: April-Mai	46—30	46—20
Mai-Juni	46—60	46—50
Spiritus: loko	37—50	37—60
April-Mai	38—80	38—80
Juni-Juli	39—80	39—80
Juli-August	40—30	40—40

Diskont 5 pCt., Lombardzinsfuß 5½ pCt. resp. 6 pCt.

Handelsberichte.

Danzig, 14. Januar. **Getreidebörse.** Wetter: Leichter Frost. Wind: SO.

Weizen Für Transitwaare war eine eher etwas regere Frage und konnten volle gestrige Preise erzielt werden. Inländische Weizen verkehrten dagegen in ruhiger Stimmung und sind Werthe ziemlich unverändert anzunehmen. Bezahlt wurde für inländischen blauspitzig 127 8pfd. 145 M., bunt 128pfd. 153 M., 127pfd 155 M., gutbunt 127pfd. 155 M., hellbunt besetzt 124pfd. 155 M., hellbunt 129pfd 156 M, hochbunt 129pfd. 157 M., weiß leicht bezogen 130pfd 157 M., weiß 128—130pfd. 159 M., roth 133pfd. 156 M, Sommer- 128pfd. besetzt 155 M., 132pfd. und 133pfd 157 M, fein 132pfd. 159 M. per Tonne. Für polnischen zum Transit bezogen 123pfd. und 123 4pfd 148 M. 126pfd 149 M., bunt 126—129pfd. 150 M., 126 7pfd. 151 M, 129pfd. besetzt 151 M., 130pfd. 151 50 M, gutbunt 127pfd. 152 M., 128 9pfd 153 M, glasig 128 9pfd. 153 M., 129 30pfd. und 132pfd. 154 M., hellbunt 127 8pfd. und 128pfd. 153 M. 127—131pfd. 154 M., 130pfd 155 M., hochbunt glasig 131pfd. und 131 2pfd. 157 M., fein hochbunt glasig 134pfd 162 M. per Tonne. Für russischen zum Transit hellbunt 126pfd. 154 M. per Tonne. Termine April-Mai 150 M. bez., Mai-Juni 152 50 M. Br., 152 M Gd, Juni-Juli 153 50 M. Br., 153 M. Gd., Juli-August 154 50 M. Br, 154 M. Gd. Regulirungspreis 152 Mark

Roggen bei kleinem Umsatz unverändert im Werthe. Bezahlt ist inländischer 125 7pfd. 113 M., polnischer zum Transit 128 9pfd. 94 M Alles per 120pfd per Tonne. Termine April-Mai inländisch 119 M Br., 118 50 M. Gd., transit 97 50 M. Br. 97 M. Gd. Regulirungspreis inländisch 113 M., unterpolnisch 94 M., transit 94 M.

Hafer inländischer 105 M., 110 M., stark besetzt 98 M. per Tonne bez.

Erbsen inländische Mittel- 115 M., polnische zum Transit Mittel- 105 M., 108 M., Futter- 97, 99 M. per Tonne gehandelt.

Spiritus loco 36,00 M. bez.

Königsberg, 14. Januar. **Spiritusbericht** Pro 10,000 Liter pCt. ohne Faß. Loko 37,50 M. Br., 37,25 M. G, 37,25 M. bez. pro Januar 37,50 M. Br., 37,25 M. Gd., 37,25 M. bez., pro Januar-März 38,00 M. Br., 37,50 M. Gd., —,— M. bez., pro Frühjahr 39,00 M. Br., 38 50 M. Gd., —,— M. bez., pro Mai-Juni 39,75 M. Br., 39,00 M. Gd., —,— M bez., pro Juni 40,25 M. Br., 39,50 M. Gd., —,— M. bez., pro Juli 40,50 M. Br., 40 00 M. Gd., —,— M. bez., pro August 41 00 M Br., 40.50 M. Gd., —,— M. bez.

Meteorologische Beobachtungen.

Thorn den 15. Januar.

	St.	Barometer mm.	Therm. oC.	Windrichtung und Stärke	Bewölkg.	Bemerkung
14.	2hp	768.7	—? 6.1	SE 4	3	
	9hp	768.9	— 8.6	SE 1	0	
15.	7ha	769.9	— 11.1	C	2	

Wasserstand der Weichsel bei Thorn am 15. Januar 0,84 m.

Täglicher Kalender.

1887.	Sonntag	Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freitag	Sonnabend
Januar . .	16	17	18	19	20	21	22
	23	24	25	26	27	28	29
	30	31	—	—	—	—	—
Februar . .	—	—	1	2	3	4	5
	6	7	8	9	10	11	12
	13	14	15	16	17	18	19
	20	21	22	23	24	25	26
	27	28	—	—	—	—	—
März . . .	—	—	1	2	3	4	5
	6	7	8	9	10	11	12

Hierzu Beilage und illustr. Unterhaltungsblatt.

Druck und Verlag von C. Dombrowski in Thorn.

Beilage zu Nr. 13 der „Thorner Presse“.

Sonntag den 16. Januar 1887.

Lord Smith.

Ein kleiner Roman aus dem Leben.
Erzählt von Robert von Hagen.

Nachdruck verboten.

Von allen meinen Bekannten aus der vornehmen Welt hatte keiner einen so abenteuerlichen Lebenslauf aufzuweisen wie „Lord Smith“. Ich lernte ihn zur Zeit des Schützenfestes — 1868 — in Wien kennen. Ich sah mir den prächtigen Schützenzug, der sich, eingekeilt von unendlichen Zuschauermassen, dem Prater zu fortbewegte, vom Fenster der allbekannten und allerliebsten Wiener Soubrette, der Gallmeyer — an.

„Ah, da schaun's a 'mal“ — rief sie urplötzlich, — „da kommt ja das Graferl, er kennt sich gar nit aus in der Menschenmass'!“

„Wer, wo, welches Graferl?“ fragte ich.

„Na, sehen's denn nit den Grafen B — mit der unbändigen Rosen im Knopfloch — aha — jetzt schaut er sich schon die Nummer vom Nebenhaus an — ganz gewiß, der kommt mir a Visit' machen.“

Und so war's auch; kurz darauf kam das Stubenmädchen ins Zimmer, zupfte die Gallmeyer am Aermel und rapportirte:

„Gnä' Fräul'n, — der flotte Graf is schon wieder da — soll i sagen, daß Sie nit z' Haus sind?“

„Ja, ja, i bin zu Haus' — er soll nur 'rein kommen“, erwiderte die fesche kleine Handschuhmacherin aus dem „Pariser-Leben.“

Graf B. wurde mir bei seinem Eintritt graziös vorgestellt. Er war ungefähr fünfunddreißig Jahre alt — sah aber bereits recht verblüht und verlebt aus. Er war geschmeidig wie ein Aal, voll der absurdesten Höflichkeitsphrasen. Er erinnerte sich auch sofort, mich bereits mehrere Male in der sogenannten „Welt“ gesehen zu haben. Mit einer der spanischen Hofetiquette würdigen Verbeugung überreichte er Fräulein Gallmeyer die Rose, die er eben dem Knopfloch entnommen hatte.

„Aber bester, bester Graf“, sagte die Soubrette, „Blumen, Blumen, nix als Blumen, — wie kann man denn nur so prosaisch sein?“

Der Graf versprach, „poesiereichere“ Gaben zu entfalten, sobald er von seiner Reise aus Italien zurückgekehrt sein werde.

„Ah, also Ihr heutiger Besuch gilt quasi als Abschiedsvisite, bester Graf? Wann reisen sie ab, wohin und weshalb?“

„Ich verlasse Wien schon morgen Abend und begebe mich direkt nach Florenz. — Der Aufenthalt in milderem Klima wurde mir von Aerzten dringend empfohlen — mein chronisches Leiden — Athem- und sonstige Brustbeschwerden, gebieten diese Luftveränderung.

Die kleine Soubrette summte plötzlich recht malitiös das bekannte Liedchen vom Grafen von Luxemburg, der all sein Geld verjuxt, und meinte schließlich:

„Na ja, Graferl, wer's so gut haben kann wie Sie!“

Also bei dieser Gelegenheit lernte ich den einst unermeßlich reichen Grafen J. v. B . . . kennen. Gehört hatte ich allerdings so „manches“ von ihm. Er war Rittmeister bei den Husaren gewesen, hatte auf die unsinnigste Art und Weise sein Vermögen verschwendet und war schließlich gezwungen, Schulden zu machen und den Rock des Kaisers auszuziehen. Als später sein älterer Bruder starb, und ihm achtzigtausend Gulden hinterließ, ward auch diese Summe von den Croupiers der Spielbanken zu Wiesbaden und Homburg eingesäckelt, und zur Zeit, da ich ihn bei Fräulein Gallmeyer traf, war er finanziell vollkommen ruinirt und hatte wohl recht triftige Gründe, Wien zu verlassen.

* * *

Vermöge seines wohlklingenden Namens verschaffte sich Graf B. in Florenz bald Zutritt bei den ersten aristokratischen Familien der Stadt und war für die Zeit seines Aufenthaltes als Gast des Casino nobile angesehen. Wie in allen ähnlichen Clubs, wurde auch hier viel und ziemlich hoch gespielt — und da er Anfangs Glück entwickelte, so vermochte er sich in Florenz eine Zeitlang standesgemäß auf der Oberfläche zu erhalten. Als sich aber das Glück wandte und er Anleihen bei Mitgliedern des Clubs machen mußte, eines Abends eine Spielehrenschuld von achttausend Lire einging, ohne die Einlösung binnen achtundvierzig Stunden zu bewirken, da versperrten sich ihm die Pforten sämmtlicher Familien und selbstverständlich auch jene des Casino nobile.

Für Florenz war er unmöglich geworden.

Sein Abenteuersinn zog ihn gen Monaco, um nochmals das Glück zu versuchen. Schon waren seine Koffer zur Abreise gepackt, da ließ sich bei ihm der Marquis di O . . . . . ., welchem er besagte achttausend Lire schuldete, melden. Marquis O. zählte damals zu den vierzehn Millionären von Florenz.

„Graf B.“ sagte er kurz und gemessen, „fürchten Sie nicht, daß ich Sie um die kleine Bagatelle, welche Sie mir schulden, zu mahnen beabsichtige. Ich bin weit davon entfernt. Im Gegentheil, ich komme, Ihnen einen Vorschlag zu machen. Ich stelle hundertzwanzigtausend Lire zu Ihrer Verfügung. Ich weiß, daß Sie vollständig ruinirt sind — auch nie mehr etwas zu erwarten haben. Reisen sie also noch nicht ab — halten Sie sich nur noch sechs Wochen in Florenz auf — Ihre gesellschaftlichen Beziehungen habe ich vollständig wieder hergestellt, indem ich im Casino verbreitete, daß die verspätete Einlösung Ihrer Ehrenschuld auf einem Irrthum meines Banquiers beruhe, dem Sie dieselbe rechtzeitig eingesendet hätten. Hier, Herr Graf, Ihr Bon.“

„Herr Marquis“, sagte der Graf staunend, „Ihre Güte ist groß — wodurch habe ich dieselbe verdient?“

„Durch nichts, Herr Graf“, erwiderte kalt der Marquis, — „meine Güte ist aber noch nicht erschöpft — meine „Güte“ erstreckt sich noch viel weiter. Sie kennen meine Tochter, die Comtesse Ludovica?“

„Ja, ich hatte das Glück, diese Perle von Florenz während der Corsofahrt zu sehen und auf der Soirée des Conto Meraviglia ihr vorgestellt zu werden.“

„Nun gut, Graf — Sie sollen diese Perle von Florenz, wie Sie sie zu nennen beliebten, zur Frau haben, und zwar soll die Hochzeit heute über sechs Wochen hierselbst stattfinden.“

„Herr Marquis!“ rief der Graf und fuhr sich über die Stirn, um zu sehen, ob er träume oder wache — „das kann Ihr Ernst nicht sein — Sie belieben zu scherzen!“

„Ich scherze nicht, es ist mein völliger Ernst. — Willigen Sie ein? Die Bedingungen, die ich daran knüpfe, sind nicht allzuschwer zu erfüllen — wenigstens nicht schwer für einen Edelmann, der alles verloren und nichts mehr zu verlieren hat, wie Sie.“

„Vor allem andern, Herr Marquis, ist Ihre Tochter, die Comtesse, einverstanden? Ist es ihr Wunsch, die Gattin eines Mannes zu werden, mit dem sie blos einmal, und dies nur ganz flüchtig, einige gleichgiltige Worte gewechselt hat?“

„Meine Tochter hat nichts mehr zu wünschen, sie hat blos zu gehorchen“, sagte in sichtbarer Zorneswallung der Marquis.

„Und welches sind die Bedingungen, die Sie mir stellen, Herr Marquis?“

„Hier lesen Sie diese Schrift genau durch, und sagt Ihnen mein Antrag zu, so fahren wir sofort zu Signor Parigi, meinem vertrauten Notar, woselbst Sie das Schriftstück unterzeichnen sollen.“

Aufmerksam las der gefallene Edelmann Zeile für Zeile. Seine Züge verfinsterten sich zeitweilig. Er ließ nachdenklich die Hand mit dem Schriftstück sinken.

„Und wenn ich diesen Handelsvertrag unterzeichnen würde, Herr Marquis — könnten Sie mich dann wohl noch so achten wie jetzt?“

„Ganz in dem Maße, wie mir dies jetzt möglich ist“, erwiderte der Marquis, mit eisiger Kälte jedes Wort markirend.

Einige Minuten noch kämpfte der Graf B. mit sich selbst, und endlich, festen Entschluß fassend, sagte er:

„Gut, ich willige ein.“

Sofort begaben sich beide zu dem Notar des Marquis und hier verpflichtete sich Graf B . . . . . . gegen eine einmalige Abfindungssumme von hundertzwanzigtausend Lire, die Comtessa Ludovica di O. in einer Frist von sechs Wochen zu ehelichen — jedoch auf alle Gattenrechte zu verzichten und am Tage der Hochzeit selbst, und zwar vier Stunden nach der Trauung, Florenz zu verlassen, sich nach Paris zu begeben und von dort aus nach einem Jahre in beiderseitigem Einvernehmen die Ehescheidung einzuleiten und zu bewirken.

Graf B. unterzeichnete.

Drei Tage später war in allen Florenzer Zeitungen die Sensationsnachricht zu lesen, daß die Verlobung der schönen und steinreichen Comtessa Ludovica di O. mit dem österreichischen Rittmeister zur Disposition Grafen von B. stattgefunden habe, und sechs Wochen später fand dann auch wirklich die Hochzeit des allbeneideten und doch so bemitleidenswerthen Paares statt. Graf B., seinen eingegangenen Verpflichtungen gemäß, verließ am Hochzeitstage noch Florenz, nachdem er eine Anweisung von hundertzwanzigtausend Lire auf Rothschild in Paris erhalten; sie aber, die nunmehrige Gräfin B., reiste in Begleitung ihres tiefbekümmerten Vaters nach einer dem letzteren gehörigen Besitzung bei Neapel, um daselbst bittere Thränen der Reue über ihr Unglück zu vergießen, das sie selbst verschuldet hatte, als sie von den Schmeichelworten ihres Musiklehrers sich sinnbethört hatte berauschen lassen.

Ein Jahr war verstrichen und sie war wieder ganz frei von ihrem Gatten, dem Mann, den sie verabscheute und verachtete; die Ehe, die überhaupt blos auf dem Papier existirt hatte, war gelöst.

* * *

Vor einigen Jahren, da saß ich eines Spätnachmittags in Duchy am Genfersee, im Parke des Hotels Beau-Rivage und zeichnete mit meinem Stock Figuren in den Sand. Da kam urplötzlich ein großer Gummiball mir an die Nase geflogen, und erweckte mich unsanft aus meinen Träumereien. In meiner Nähe sah ich einen reizenden, schwarzen Lockenkopf, einen etwa sechs Jahre alten Knaben, der ganz bestürzt über das, was er eben angestellt, dastand.

Ich drohte ihm lächelnd mit dem Finger und forderte ihn auf, sich seinen Ball bei mir zu holen. Zögernd kam er an mich heran, doch da ich recht freundlich that, den Ball einige Male in die Höhe warf und wieder auffing, wurde er dreister und fragte:

„Mein Herr, wollen Sie mit mir spielen?“

„Ja“, sagte ich scherzend, „aber ich spiele nur mit solchen Leuten, die mir vorgestellt sind. Wie heißt Du, mein Junge?“

„Ich heiße Enrico Graf B. . . . . . .“

„Ah, da bist Du wohl Oesterreicher?“

„Nein, ich bin Italiener, aber mein Vater war Oesterreicher.“

„Ist er auch hier, mein Junge?“

„Nein, der ist schon lange todt — aber Mama und Großpapa, die sind hier.“

„Noch eins, mein Kleiner, und dann will ich mit Dir spielen. Wie heißt Dein Großpapa?“

„Marquis di O. . . . . “

„Armer, kleiner Junge!“ sagte ich unwillkürlich und streichelte ihm die Wangen; denn nunmehr war ich sicher, wen ich vor mir hatte. — Zerstreut spielte ich mit dem Knaben, da kam eine noch junge, hübsche Dame, begleitet von einem stattlichen alten Herrn und rief:

„Enrico, Enrico, mein gutes Kind, wir suchen Dich überall. Es wird kühl im Park — Du könntest Dich erkälten — komm in den Salon!“

Recht artig verbeugte sich der Kleine vor mir, und auch ich machte der armen Mutter eine Verbeugung — sie hatte wohl keine Ahnung, daß ich in den Roman ihres Lebens eingeweiht sei — und zwar eingeweiht durch den Mann, dessen Namen sie trug, der noch lebte, aber todt war für sie, dies Kind und die eigene Familie. Im Jahre 1871, drei Jahre vor dieser Episode, hatte ich nämlich in London von einem Landsmann gehört, daß sich unter anderem im deutschen Spital ein Graf B. . . . . . befinde, welcher von allen Mitteln entblößt, dort Aufnahme gefunden habe. Ich begab mich dahin und erkannte den Grafen B., den ehemaligen flotten Husaren-Rittmeister, den ich „vor seiner Reise nach Italien“ bei Fräulein Gallmeyer kennen gelernt.

Er erzählte mir den kleinen Roman aus dem Leben, wie ich ihn hier mit möglichster Diskretion wiedergegeben habe — denn, sich seinem Ende nahe dünkend, war es ihm Bedürfniß, sein Herz Jemandem zu öffnen.

Leider — leider ist er nicht gestorben — er lebt noch heute in London. Nachdem er von Stufe zu Stufe gesunken, dem Brandy sich ergeben und seine wenigen nüchternen Augenblicke immer benutzt hatte, Erpressungsbriefe an Verwandte zu schreiben, ist er schließlich Stammgast eines Public-House der Dean Street geworden.

Ein Funke von Ehrgefühl aber ist ihm doch geblieben — seinen Namen hat er in Smith umgewandelt, und seine Branntweinkollegen nennen ihn ob seines prahlenden Auftretens: „Lord Smith“.

Anstands halber.

Es ist natürlich, daß jeder gebildete Mensch sich immer und überall befleißigt, so anständig als möglich zu sein. Das haben wir schon als Kinder gelernt. Man hat uns beigebracht, daß es unanständig sei, in einem fremden Hause irgend etwas zu verlangen, wenn wir auch das größte Bedürfniß dazu gefühlt haben sollten. Nach dieser Richtung hin haben wir uns stets vervollkommnet, so daß wir uns am Ende ohne gütige Erlaubniß eines Anderen garnicht mehr zu schnaufen getrauen.

Diese Anständigkeit hat sich gewiß schon oft belohnt; zuweilen ist sie uns aber gewiß sehr unbequem geworden. Ich will nicht davon sprechen, daß wir uns Anstands halber das solideste Hühnerauge wegtreten lassen, ohne auf das kurze „Pardon“ des Attentäters etwas anders als ein süßsaures „Bitte, bitte“ zu erwidern; auch nicht davon, daß wir im Theater, bei Festzügen, auf der Tramway Anstands halber die besten Plätze opfern, wenn wir auch innerlich noch so ergrimmt dabei sind — der Anstand stellt uns auf viel härtere Proben, die sogar manchmal auf Rechnung der Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit gehen.

Wir sind z. B. bei einem Freunde zu Mittagstisch eingeladen, der erst seit kurzer Zeit in den süßen Fesseln der Ehe schmachtet. Die Suppe ist versalzen, das Ragout ist zu süß, das Rostbeaf ist hart — der Salat schmeckt nach Petroleum und die Mehlspeise ist verbrannt. Wir merken von allem dem nichts, sondern würgen das ganze Diner mit klassischem Heroismus hinunter, lächeln mit den Thränen des Entsetzens in den Augen und sprechen das unverkürzte Lob der kunstfertigen Hausfrau aus, während sich der gepeinigte Magen krümmt wie ein Hund, der Schläge bekommt.

Wie geht's aber erst in sonstigen Fällen, die unsere Selbstverleugnung in der Gesellschaft auf die Probe stellen?

Eines Tages nach Tisch, während ich gerade den ersten Absatz meines Mittagsschläfchens vollende, läutet es. „Himmelherrschaft — —, wen führt denn jetzt der Kukuk schon wieder zu mir? Daß man nie einen Augenblick für sich haben kann!“ Der Störenfried tritt ein. „Ich störe wohl nicht, mein Herr?“ beginnt er. „O bitte — durchaus nicht — großes Vergnügen — ist's gefällig, Platz zu nehmen? Womit kann ich dienen?“ Er bringt die Einladung zu einem Wohlthätigkeitskonzert. Anstands halber nehme ich zwei Karten und setze der Wohlthätigkeit „Anstands halber“ keine Schranken, indem ich eine Mark über den Preis berappe. Anstands halber begleite ich ihn bis zur Thüre und versichere daß es mir sehr angenehm war, seine werthe Bekanntschaft gemacht zu haben — dann versetze ich den reif gewordenen Fußtritt meinem armen Karo und deklamire etwas ganz andres, als das Lied an die Freude.

Abends erscheine ich beim Konzert und bin so glücklich, einen ganz guten Platz zu bekommen. Aber mit des Schicksals Mächten ist nichts zu flechten. Es kommen immer mehr überaus liebenswürdige Leute, welche entdecken, daß bei uns noch ein Häring eingeschachtelt werden kann, und Anstands halber versichere ich auf jede Anfrage, ob noch eine einzige Dame Platz habe, „o ja, es geht noch ganz gut“. Wie es endlich so weit ist, daß ich die Hand nicht mehr zur Nase führen kann, ohne Gefahr zu laufen, einen fremden Gesichtsvorsprung zu erwischen, fängt das Konzert an.

Ein junger Mann bemüht sich, das auf der Bühne stehende Piano in Trümmer zu hauen; nach einer angestrengten Arbeit von einer halben Stunde scheint er die Fruchtlosigkeit seines Unternehmens einzusehen und er hört erschöpft auf — riesiger Applaus, an dem man sich Anstands halber natürlich betheiligt. In der Zwischenpause schüttet mir meine Nachbarin eine Ladung Bratensauce über die grauen Beinkleider; sie beklagt den Unfall lebhaft, ich erwidere Anstands halber mit dem verbindlichsten Lächeln, das habe garnichts zu sagen, da ja Bratenbrühe keine Flecken mache. Während ich an dieser Lüge noch kaue, betritt eine Sängerin die Bühne. Sie ist über die Blüte der Jahre weit hinaus, und deshalb hat man ihr Anstands halber ein radgroßes Bouquet in die Hand gegeben. Sie singt wie eine Henne, welche sich eben nützlich macht, aber man verzieht Anstands halber keine Miene dabei. Ein frenetischer Jubel begrüßt den Schluß der Arie; einige Unbesonnene rufen da capo; Anstands halber machen wir keine Opposition und die Dame wiederholt ihren Vortrag. Meine Nachbarin bemerkt, daß ihr derselbe recht gut gefallen habe und Anstands halber entgegne ich, daß die Debütantin entschiedenes Talent und gute Schule verrathe. Nun kommt eine Symphonie an die Reihe. Nach einer halben Stunde ringen bereits drei Viertheile der Anwesenden verzweiflungsvoll die Hände heimlich unter dem Tische. Andere kämpfen einen Riesenkampf mit dem tückischen Morpheus — endlich ist's gar und Anstands halber thut die ganze Gesellschaft, als wäre sie in den siebenten Himmel versetzt worden.

Jetzt wird der Glückshafen eröffnet. Die zur Schau gestellten Gewinnste vermögen zwar keine Begierden in mir zu erwecken, allein Anstands halber stehe ich doch auf und hole eine Handvoll Loose. Es ist kein Treffer dabei und ich möchte fluchen wie ein Heide, aber Anstands halber unterdrücke ich die Leidenschaft und zwinge mich zu einem blöden Lächeln, das eher in einen Schafstall als in einen Konzertsaal paßt. Ich kaufe noch einige Loose und mache einen Treffer. Ich bekomme ein paar Glasvasen. Obschon ich mich innerlich auf den Augenblick freue, in dem ich sie unter dem Schutze der Nacht beim Heimgehen an einen Eckstein feuern werde, so versichere ich Anstands halber doch, daß die Dinger recht niedlich und ihr Geld werth sein. Das Bier,

welches bei dieser Gelegenheit verzapft wird, schmeckt, der Himmel weiß, durch wessen Schuld, geradezu empörend. Da mich aber ein am Tische sitzender Aktionär der betreffenden Brauerei arglistig frägt, wie es munde, entgegne ich Anstands halber, daß dieses Getränk sehr „süffig" sei. Endlich ist es Zeit, sich vom Taumel des Vergnügens loszureißen. Eine Dame, die neben mir sitzt, fragt schüchtern, ob sie sich uns beim Nachhausegehen anschließen dürfe. Anstands halber bin ich entzückt über diese Gelegenheit, zu dienen. Anstands halber müssen wir, meine Hälfte und ich, die Verlassene nach Hause begleiten, was uns einen Umweg von einer halben Stunde verursacht. Nun wenden wir uns den Penaten zu; ich leide an einem heftigen Durst, aber Anstands halber kann ich mit einer Dame in der einzig noch offenen Kneipe, an der wir vorübergehen, nicht einkehren, und bringe einen anständigen Durst mit nach Hause. Die Gattin merkt etwas und fragt: „Gewiß hättest Du noch ein Glas Bier gewünscht, und ich war die Ursache — —" „Warum nicht gar," entgegne ich Anstands halber, „ein Trunk Wasser schmeckt viel besser und ist mir zuträglicher."

Ich überdenke die Freuden des Tages und fühle Lust, mich selbst zu ohrfeigen, aber Anstands halber stehe ich davon ab und verzeihe dem Menschen, der ja nur der Anständigkeit zu Liebe schwach gewesen ist. V. Rauchenegger.

Neuentdeckte Alterthümer.

Aus Trier wird uns berichtet: „In der Vorstadt St. Barbara bei Trier wurden Fundamente mehrerer römischer Gebäude entdeckt, in welchen neben mancherlei Unbedeutendem ein frühchristliches Silbermedaillon mit Monogramm und ein reich ornamentirtes Geweih eines Elenhirsches gefunden wurden.

Neben der Kirche von St. Mathias, einer der ältesten Stätten christlichen Cultus diesseits der Alpen, deckte der dortige Pastor eine unterirdische gewölbte Grabkammer auf, welche mit einer unmittelbar daneben befindlichen, schon früher freigelegten Kammer im Allgemeinen übereinstimmt. Es ist ein viereckiger Raum von 5⅓ Meter Länge und nahezu 4 Meter Breite, der mit einem Tonnengewölbe überspannt ist. Auf dem Boden sind noch Reste ehemaliger Marmortäfelung erhalten; links neben dem Eingang stand ein zerstörter Sarg.

Die Ausgrabungsthätigkeit des hiesigen Provinzial-Museums wandte sich der Erforschung einer spätrömischen Befestigung zu, welche in Jünkerath, dem Icovigium der Römer, sich befindet. Die Befestigung bildet ein Fünfzehneck von 140 Meter größtem Durchmesser, in dessen Ecken sich 13 Rundthürme von 9 bis 10 Meter Durchmesser und 2 Thore befinden. Die meisten Thürme sind ganz massiv, nur drei haben eine innere Höhlung. Die Mauer hat eine Breite von 3,70 Meter, das Mauerwerk besteht größtentheils aus Grauwacken-Bruchsteinen der dortigen Gegend. Nur 4 Thürme sind mit Sandsteinquadern eingefaßt und 2, wie vermuthlich auch der zwischen denselben liegende Theil der Mauer, sind mit gewaltigen Sandstein- und Muschelkalkstein-Quadern fundamentirt. Diese Art der Fundamentirung ist ersichtlich gewählt, weil die ursprünglich dort fließende Kyll ein Herabgehen bis auf den gewachsenen Boden nicht gestattete. Von den Quadern war eine Anzahl ursprünglich anderweitig benutzt worden; einige sind mit Grabreliefs, welche zwei Reiter, ein Comptoir, einen Flöte spielenden Satyr, einen Amor und desgl. mehr darstellen, geziert.

Nach der Annahme der Alterthumsforscher fällt die Entstehung der Festung in eine sehr späte Zeit, worauf namentlich auch aus der Form der Befestigung geschlossen wird. Die Befestigung von Jünkerath soll unter allen ähnlichen Bauten das Diocletian'sche System, welches gewaltige Rundthürme mit hohen Mauern verbindet, in der vollendetsten Form darstellen. Die neuesten Funde führen, entgegen einer früheren Annahme, wonach die Befestigung lediglich den Zweck der Deckung des Ueberganges der Römerstraße Trier-Köln durch das Kyllthal gehabt haben sollte, darauf hin, daß der Ort Jünkerath seine Entstehung nicht einer militärischen Anlage zu verdanken hat, sondern vielmehr als eine daselbst befindliche friedliche Niederlassung für Zeiten der Gefahr befestigt worden zu sein scheint. Bestimmteres hierüber werden voraussichtlich die noch im Gange befindlichen Ausgrabungen ergeben, welche sich zunächst auf die genaue Feststellung der Thore und die Untersuchung des im Innern liegenden Gebäudes richten."

Mannigfaltiges.

(Ein ergreifender Vorgang) spielte sich am Weihnachtsabend im Aufnahmebureau der Königlichen Charité in Berlin ab. Das Bureau war überfüllt. Auf der Bank saß ein junger Mann mit unheimlich glänzenden Augen; er wurde von zwei Männern gehalten, denn er war tobsüchtig. Neben dieser Gruppe saß ein Anderer mit schmerzerfülltem Gesicht: Knochenfraß am Bein. Weiter standen dicht gedrängt Alt und Jung, wegen verschiedener Leiden um Aufnahme bittend. Da betritt eine Frau das Bureau und naht sich dem Beamten mit der Frage: „Ich wollte den kleinen Max L. besuchen!" „Liebe Frau, die Besuchszeit ist erst später", lautet die Antwort. „Nachher habe ich keine Zeit, o bitte, bitte, erlauben Sie es mir doch jetzt", erwidert die Frau mit flehender Stimme. Der Beamte schlägt das Buch auf und sagt dann: „Ja liebe Frau, da kommen Sie zu spät; der Kleine ist heute früh gestorben." Mit jähem Schrei sinkt die Frau auf die Holzbank. „Mein Kind, mein einzig Glück verloren!" Da saß die Mutter, die für den Liebling gekauften Weihnachtsgaben in der Hand, dieselben mit wehmüthigem, hoffnungslosem Ausdruck betrachtend. Selbst die an solche Auftritte gewohnten alten Beamten konnten die innere Bewegung nicht verbergen; Alle waren erschüttert von dem Anblick — nur der Wahnsinnige lachte hell auf.

(Spät gefreit.) In Pest fand kürzlich eine interessante Trauung statt. Der glückliche Bräutigam ist seines Zeichens ein wohlhabender und stadtbekannter Privatier und zählt gegenwärtig — 86 Jahre. Er lebte bis vor kurzem in bescheidener Zurückgezogenheit, bis ihn vor etwa drei Monaten das Unglück traf, daß ihm seine betagte Gattin starb, mit welcher er sechzig Jahre in glücklicher Ehe zusammen gelebt hatte. Die Freuden des Ehestandes übten auf den Greis eine solche Anziehungskraft aus, daß er sich bald nach dem Tode seiner Frau nach einer zweiten Gattin umsah und dieselbe in der Person einer blühenden jungen Wittwe fand, mit welcher er trotz der Einsprache und des Widerstandes seiner Familie nach kaum dreiwöchigem Brautstande am vorigen Sonntag seine Hochzeit feierte. Die junge Frau fand in ihrer neuen Familie nicht weniger als zwanzig Schwiegersöhne und Schwiegertöchter, an hundert Enkel und sechszehn Urenkel. Die Vorstellung dieser Nachkommenschaft, welche durch einige Kinder der Wittwe aus ihrer ersten Ehe vermehrt wurde, hat dieser Tage stattgefunden. Die gesammte Nachkommenschaft stattete ihren Besuch bei ihrer neuen Schwiegermutter bezw. Großmutter und Urgroßmutter korporativ ab, und es gab vor dem Hause derselben anfänglich eine Volksversammlung, zumal die beschränkte Wohnung des jungen Ehepaares die gesammte Familie nicht zu fassen vermochte, und ein Theil der Familienmitglieder auf der Straße warten mußte, während der andere Theil in der Wohnung abgefertigt wurde.

(Der Winter in Italien.) Das Land voll Sonnenschein ist plötzlich in ein südliches Sibirien verwandelt worden. Seit Menschengedenken hat man es nicht erlebt, daß in Genua Schnee gefallen wäre. Und am 5. d. M. lag er dort circa 60 cm, an manchen Stellen sogar 1 m hoch. Die Stadt ist infolgedessen von der Umgebung abgeschnitten, Handel und Wandel sind gelähmt. Auch Florenz, Mailand und Turin sind total verschneit, so daß der Eisenbahnverkehr mit Rom stockt. Die Kälte dauert fort. In Venedig fand während des Schneegestöbers ein — Gewitter statt, eine dort sehr seltene Naturerscheinung.

(Die Pariser Modedamen) erscheinen diesen Winter mit gepudertem Haar auf Bällen u. s. w. Dazu noch kurze Röcke mit Panier und Schnebbentaillen, und man glaubt sich in die Zeit Ludwig's XII. versetzt.

(Ein Musikfreund,) „Sie lieben also auch die Musik, Herr Kommerzienrath? Wie wohlthuend ist jeder Klang, der mit unseren momentanen Empfindungen harmonirt!' „Das fühle ich in diesem Augenblick, Baronin; man läutet zur Table d'ôhte."

Gemeinnütziges.

(Zement von außerordentlicher Haltbarkeit) wird nach neuesten Versuchen aus gleichen Theilen gepulvertem Kalk und unraffinirtem Zucker oder Melasse, auch Rübenzucker mit Wasser angemacht, hergestellt. Der Zement haftet ohne Weiteres sogar auf Glas und man glaubt den Grund der Dauerhaftigkeit der alten römischen Kalkbauten in Zuckerzusätzen entdeckt zu haben. Jedenfalls läßt es der billige Preis des Zuckers zu, schlechten Zement durch Zusatz desselben um ein Bedeutendes zu verbessern.

Für die Redaktion verantwortlich: Paul Dombrowski in Thorn.

Bekanntmachung.

Alle zur Gestellung vor die Ersatzbehörden verpflichteten Militärpflichtigen, welche in hiesiger Stadt und deren Vorstädten heimathsberechtigt, auch diejenigen Fremden, welche sich hier vorübergehend aufhalten, in dem Jahre 1867 geboren sind, sowie diejenigen, welche älter sind, aber noch keine endgiltige Entscheidung über ihre Militärverhältnisse erhalten haben, werden hiermit aufgefordert, sich in der Zeit vom

15. Januar bis 1. Februar d. Js.

unter Vorzeigung ihres Geburts- resp. schon erhaltenen Loosungs- und Gestellungsscheins in unserem Einquartierungs-Bureau zur Eintragung in die Stammrolle zu melden.

Es werden hiermit nachstehende Bestimmungen bekannt gemacht:

Die Militärpflicht beginnt mit dem 1. Januar des Kalenderjahres, in welchem der Wehrpflichtige das zwanzigste Lebensjahr vollendet und dauert so lange, bis über die Dienstpflicht des Wehrpflichtigen endgültig entschieden ist. Die endgültigen Entscheidungen bestehen in der Ausschließung vom Dienste im Heere oder in der Marine, Ueberweisung zur Ersatzreserve oder Seewehr, Aushebung für einen Truppen- oder Marine-Theil.

Die Anmeldung zur Stammrolle muß bei der Ortsbehörde desjenigen Ortes, an welchem der Militärpflichtige seinen dauernden Aufenthaltsort hat, erfolgen. Hat er keinen dauernden Aufenthaltsort, so muß er sich bei der Ortsbehörde seines Wohnsitzes, d. h. desjenigen Ortes, an welchem sein, oder sofern er noch nicht selbstständig ist, seiner Eltern oder Vormünder ordentlicher Gerichtsstand sich befindet, melden. Wer innerhalb des Reichsgebiets weder einen dauernden Aufenthalt noch einen Wohnsitz hat, muß sich in seinem Geburtsort zur Stammrolle, und wenn der Geburtsort im Auslande liegt, in demjenigen Orte, in welchem die Eltern oder Familienhäupter ihren letzten Wohnsitz hatten, melden.

Bei der Anmeldung zur Stammrolle ist das Geburtszeugniß vorzulegen, sofern die Anmeldung nicht am Geburtsort selbst erfolgt. Sind Militärpflichtige an dem Orte ihres dauernden Aufenthalts bezw. Wohnsitzes zeitig abwesend (auf der Reise begriffene Handlungsdiener, auf See befindliche Seeleute) so haben ihre Eltern, Vormünder, Lehr-, Brod- oder Fabrikherren die Verpflichtung, sie zur Stammrolle anzumelden. Die Anmeldung zur Stammrolle ist in der vorstehend vorgeschriebenen Weise seitens der Militärpflichtigen so lange alljährlich zu wiederholen, bis eine endgiltige Entscheidung über die Dienstpflicht durch die Ersatzbehörden erfolgt ist. Bei Wiederholung der Anmeldung zur Stammrolle ist der im ersten Militärpflichtjahre erhaltene Loosungsschein vorzulegen.

Außerdem sind etwa eingetretene Veränderungen (in Betreff des Wohnsitzes, Gewerbes, des Standes 2c.) dabei anzuzeigen. Von der Wiederholung der Anmeldung zur Stammrolle sind nur diejenigen Militärpflichtigen befreit, welche für einen bestimmten Zeitraum von der Ersatzbehörde ausdrücklich hiervon entbunden, oder über das Jahe 1887 hinaus zurückgestellt worden sind. Militärpflichtige, welche nach Anmeldung zur Stammrolle im Laufe eines ihrer Militärpflichtjahre ihren dauernden Aufenthalt oder Wohnsitz nach einem anderen Aushebungs-Bezirk oder Musterungs-Bezirk verlegen, haben dieses behufs Berichtigung der Stammrolle sowohl beim Abgange der Behörde oder Person, welche sie in die Stammrolle aufgenommen hat, als auch nach Ankunft an dem neuen Orte derjenigen, welche daselbst die Stammrolle führt, spätestens innerhalb dreier Tage zu melden. Versäumung der Meldefristen entbindet nicht von der Meldepflicht. Wer die vorgeschriebenen Meldungen zur Stammrolle oder zur Berichtigung derselben unterläßt, ist mit Geldstrafe bis zu 30 Mark oder mit Haft bis zu 3 Tagen zu bestrafen.

Thorn den 10. Januar 1887.

Der Magistrat.

Druck und Verlag von C. Dombrowski in Thorn.